P. o. germ. 783 b (1
Lafontaine

<36632898140010
<36632898140010
Bayer. Staatsbibliothek

Reinhold.

Von

A. Lafontaine.

Erster Band.

J A S

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1818.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reinhold.

Erster Band.

Reinhold.

Von
A. Lafontaine.

Erster Band.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1818.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reinhold.

Erster Band.

I.

Herr von **Welfenstein** war der Sohn eines reichen Mannes, der aber durch eine prahlerische Verschwendung so weit kam, daß er Gott danken mußte, wie der Tod ihn nach dem letzten Feste, daß er zu geben im Stande war, in sein Erbgewölbe versenkte. Den Tag nach seinem Begräbnisse nahmen seine Gläubiger seine Güter in Besitz, bis auf ein kleines, die Apanage eines jüngern Sohnes, dessen Besitzer Offizier im englischen Dienst war.

Die beiden Kinder des mit seinen Gütern bestatteten seligen Herrn, was mehr sagen will, als mit Helm und Schild, nahmen das kleine Erbtheil des Mütterlichen, die Tochter ging zu einer Tante, und der Sohn, unser **Welfenstein**, in

die Residenz, um unter dem Regimente seines Oheims Dienste zu suchen.

Er betrachtete noch einmal das hochadliche Wappen über dem prächtigen Thore des Hauses, die drei gekrönten Wölfe im goldenen Grunde, sagte zu seiner Schwester, die schluchzte, daß sie zu der ewig scheltenden Tante mußte: „Leb wohl, und vergiß nicht, aus welchem Hause wir stammen, der Welfen. Vergiß es nicht!"

Dann schwang er sich auf den alten, magern Fuchs, drückte den Hut in die Augen und ritt stolz durch das Dorf.

„Arm bin ich," sagte er — „aber die Ehre ist nicht verloren! So sagte ein König von Frankreich, hörst Du, Steffen, als er sein Land verließ. So sage auch ich!"

Steffen schüttelte den Kopf, und sie trabten weiter.

„Alles verloren, nur die Ehre nicht!" sagte er alle Morgen in der Residenz. Aber Amor, der von jeher dem Adel tückische Streiche gespielt hat, obgleich er, nach

Hesiodus Stammbaum, selbst aus dem ältesten Hause, ja aus demselben Hause, woraus der Adel aus dem Chaos und der Nacht herstammt, spielte dem Kornet einen sehr tückischen Streich.

Welfenstein hatte ein Stübchen, dem gerade gegenüber ein anderes lag, aus dem von Zeit zu Zeit die hübscheste Nymphe hervorhüpfte, die aber ihren Großvater nicht kannte, obgleich sie, freilich im Scherz, behauptete, ihr Großvater müßte so gut einen Vater, und der wieder einen gehabt haben, bis auf Adam hin, von dem sie so gut abstammte, als der hübsche Kornet drüben.

Der Kornet nahm sich so gut in Acht, als das kluge, liebliche Mädchen drüben; aber wenn es Recht ist, wonach die Welt jetzt schreit, daß Jeder von seinen Pairs gerichtet werden muß, so sollen alle Kornets von zwei und zwanzig und alle Mädchen von achtzehn Jahren, darüber zu Gericht sitzen, ob es dem Kornet sowohl, als dem Mädchen drüben, möglich war, sich ganz und gar in Acht zu nehmen.

Das Mädchen ging singend über den Vorsaal, und ihre schönen Töne zogen alle in sein Herz. Er verliebte sich in die schlanke, bewegliche Gestalt, in den kleinen Fuß, in den runden weißen Arm, Stück vor Stück bis in das goldene Haar hinauf, das über dem schönsten Oval des Gesichts sich lockte.

Das Mädchen sah ihm nach, wenn er sich auf sein Pferd schwang, die edle, hohe Gestalt, die schwarzen, blitzenden Augen, und gar, wenn er nun seine Hand an den Hut hielt, sie zu grüßen — kurz nach sechs Wochen war das erste Gespräch auf dem Vorsaal, nach acht Tagen der erste Seufzer mit seinem Echo, nach acht Tagen der erste Händedruck, der dem Kornet vorkam, als würde er von Neuem geadelt; nach einem halben Jahre erst, was sagt Ihr zu dem Mädchen? da der Kornet sie aus der Komödie führte, der erste Kuß auf dem dunkeln Vorsaal.

Kurz der Kornet hätte das Mädchen auf der Stelle geheirathet, so flammte dieser Kuß in seiner Seele. Er dachte

nicht mehr an des Königs von Frankreich Spruch über die Ehre. Er verlor seine Ehre, und das arme, liebe Mädchen auch.

Da aber ging sein Glücksstern auf. Eine Erbschaft fiel ihm zu, die das Gerücht und seine Phantasie sehr reich machten. Er reiste Knall und Fall ab, gerade da die Geliebte auch ein paar Tage abwesend war.

Er hob die Erbschaft, die ihm ein kleines Kapital und zwei große Prozesse eintrug.

Er hatte mit Advokaten, mit hundert Leuten sich umher zu zanken, und dabei lernte er das Fräulein von Birkenfeld kennen, dessen Vater Richter in seinem Prozesse war. Gewinnen würde er, meinte der Vater, und nach einigen geheimen, schmerzlichen Vorwürfen, gab der Kornet dem Fräulein seine Hand, und glaubte so seine Ehre gerettet zu haben. Er sah nicht, daß er sie auf immer verloren hatte. Er zog nicht einmal Erkundigung nach der ersten Geliebten ein.

O das war nicht recht, Welfenstein, und wärst Du auch der geradeste Zweig

aus dem Hause Este. Aber der Prozeß ging dennoch verloren, weil der Gegner eine Urkunde fand, die alles abmachte.

Das Vermögen reichte gerade hin, um in einem kleinen, wohlfeilen Flecken, in dem mehrere verarmte, adliche Familien lebten, ein Haus von einem gewissen Glanze zu machen.

Die kleine große Welt hier hielt eng zusammen, und ahmte aus der großen Welt nach, was sich ohne viel Geld, aber doch mit prächtigem Namen, nachahmen ließ. Man bat zum Spiel, man gab Assembleen, die nichts waren als Assembleen. Man hatte eine Livree für Einen Bedienten, die Reih um ging. Man führte sogar, und aus dem Stegreife, und zum Bewundern schön, tagtäglich den Don Ranudo auf. Man warf sich in die Brust, um recht hoch auf die Rotüre im Oertchen herabzusehen, und wahrhaftig! die Bürgerlichen starben vor Neid an ihren reichen Tischen. Welfenstein legte die Hand auf das Herz, und sagte stolz lächelnd: „Alles verloren, liebe Gemah-

lin, nur die Ehre nicht!" Er hatte die erste Geliebte ganz vergessen. O Welfenstein!

Da gab die Gemahlin ihrem Manne einen Sohn.

Der Herr von Welfenstein verlangte von dem Prediger, seinen Sohn mit dem Namen Rinaldo zu taufen.

Der alte, ehrwürdige Geistliche fuhr zurück: „Ich zweifle, Euer Gnaden, daß das ein christlicher Name ist."

„Der christlichste, ich könnte sagen, der Allerchristlichste, mit eben so viel Recht, als der König von Frankreich der Allerchristlichste heißt; denn eben dieser Rinaldo hat den Ungläubigen das heilige Grab entrissen. Der Name ist von diesem Rinaldo in meinem Hause eisern." Er setzte dem bestürzten Manne die Linien des Hauses Este und der Welfen aus einander — „von denen ich die Ehre habe abzustammen." Er holte ihm sein Wappen mit den drei gekrönten Wölfen, gab nicht undeutlich zu verstehen, daß seine Verwandten auf dem

reichsten Throne der Welt, in England säßen, daß in Italien selbst —

Aber der Prediger behauptete, der Name müsse im Kalender stehen, nach dem Befehl des Konsistoriums.

Welfenstein ereiferte sich, aber der Prediger schwieg und blieb ruhig bei seiner Meinung.

Der Edelmann mußte sich also zuletzt mit der Uebersetzung des Namens Rinaldo in Reinhold begnügen. Das Jahr darauf taufte der Prediger ein Fräulein von Welfenstein, die Viktoria hieß; dann nach einem Jahre einen Sohn, Hugo, ebenfalls aus dem befreiten Jerusalem.

Eben sollte die Taufhandlung des kleinen Hugo anheben, als sich das Horn eines Postillons vor dem Fenster hören ließ. Alles eilte ans Fenster. Ein Pritschwagen hielt vor dem Hause. Der Postillon hob einen Mann herab, der neben ihm auf dem Bocke gesessen hatte. Er reichte ihm weiter einen Degen mit einem Portepee zu.

Der Fremde reichte dem Postillon die Hand, sagte: „Halte Wort!“ und humpelte die Treppe vor dem Hause herauf und trat in das Taufzimmer. Er stutzte nicht wenig, da er die Gesellschaft erblickte, die so gekleidet vor zwanzig Jahren kaum in der Mode gewesen wären. Die Gesellschaft stutzte nicht weniger einen Mann in rother Uniform, mit einem Orden an der Brust, vor sich zu sehen.

Es war der apanagirte Prinz, der Offizier im englischen Dienst, ein Welfenstein, der mit einem Fuße weniger, den er auf einer französischen Batterie, die er erobert hatte, liegen ließ, als Invalide zurückkam.

Der Herr des Hauses that ihm alle Ehre an; er bat ihn sogleich zu Gevatter. Man taufte, und man meldete nun, der Postillon sey draußen.

„Tritt herein, ehrliche Seele!“ rief der Kapitain, und machte die Thüre weit auf, und der Postillon, hinter ihm ein junges Weib und drei Kinder traten ins Zimmer. „Kamerad!“ rief der Kapitain,

und schüttelte des Postillons Hand, und drückte sie dann an seine bewegte Brust. „Lieber Kamerad, ich will meinen General nicht lieber Kamerad nennen, und es war ein edler Mann, als Dich. Sehen Sie, meine Herren und Damen, dieser Mensch hat sein Blut vergossen, wie ich auch, aber ich habe es nicht halb so ehrenvoll vergossen als er. Für ein Land, was mich nichts anging, für — zum Teufel ja! für den Pfefferhandel, für diesen Orden habe ich mein Blut vergossen. Er für sein Weib."

Die Frau trocknete ihre hellen Augen, aus denen Thränen brachen, und legte dann ihr Haupt auf ihres Mannes Schulter.

„Das ist was Rechts, Herr Kapitain. Sie lag da krank, meine Marie, und schmachtete nach Hülfe. Arbeit war nicht. Da ließ ich einen jungen Chirurgus kommen, der an mir das Aderlassen lernte. Einmal den Tag."

„Lüg nicht, Jakob, lüg nicht!" rief die Frau, und schlug den schönen Blick gen

Himmel, und ihren Arm um des Mannes Hals. „Drei ließest du täglich kommen, lieber Jakob, bis du so bleich warst, wie der Kalch an der Wand.“

„O hätte ich einen Orden zu vergeben, guter, lieber Kamerad, und wäre es der Hosenbandorden, oder das goldene Blies, das keiner als Fürsten bekommen, ich wollte Dich vor allen Großen meines Reichs damit zieren. Dieser Fuß von Kork —“ er hob den Fuß auf. Die Damen, die noch Ansprüche machten, wendeten alle ihre Blicke auf den Fuß, und verglichen das edle Gesicht voll Flammen des Kapitains damit — „den eine Granate mir abriß, was ist das gegen das Blut das du — o wie wünschte ich jetzt ein Nabob zu seyn — Frau, liebst Du ihn!“

„O Herr, fragen Sie ihn! Blut bindet fester, wie der Segen des Predigers.“

„O warum bin ich arm!“ rief der Kapitain, das blitzende Auge gen Himmel wendend, und ihn anredend: „Oder bist

Du nicht reicher als ich? Du über den Wolken?"

„Herr," sagte der Postillon, der ihn verstand, eifrig — „Herr, sie gab mir drei Kinder!" Er zog die Kinder eins nach dem andern hervor.

„Du hast Recht! Ich Staub!"

Dann zog er seine Börse und schob, was seine Hand faßte, in des ältesten Kindes Hand.

Er reichte dem Vater die Hand, trocknete sein Auge und schob ihn zur Thüre hinaus.

Der Postillon kam wieder herein, legte eine Menge Goldstücke auf den Tisch, und rief jetzt mit Thränen: „Gott soll mich bewahren, da Sie nicht reich sind."

„Dazu bin ich reich genug, guter Mensch! Auch dazu, Gott sey Dank!" Er zog ihn an seine Brust. Er drückte ihn an sich, und begleitete ihn zur Thür hinaus.

Einigen jungen Personen standen Thränen in den Augen. Eine Dame wackelte mit dem Kopfe, der auf einem

Gänsehalse saß, sehr arg, und sagte: „Recht schön! Superbe! Nur mit dem Orden, das war zu viel.“ Einige Herren nickten dazu mit dem Kopfe, und der englische Kapitain trat wieder ins Zimmer.

„Welch ein Zufall,“ rief er seinem Vetter die Hand schüttelnd zu — „hat Dich denn hierher gebracht?“

„Zufall, lieber Vetter?“ Er präsentirte ihm die ganze Gesellschaft: „Du siehst, daß wir hier eine brillante Sozietät machen.“

Der Kapitain, der jetzt die Gesellschaft einzeln betrachtete, errieth ihre Armuth. Er schwieg sogleich mit einem tiefen Bücklinge; denn er hatte nichts dagegen, vielmehr dafür, eine Bettleroper in Ernst aufführen zu sehen. Er hatte oft aus Spaß, aus dem allemal ein rührender Ernst wurde, in London in Kellern gegessen, wo Messer und Gabel an Ketten lagen, damit die Gäste sie nicht mitnehmen konnten. Er behauptete jetzt im Spott freilich, aber seine Brust war voll Liebe gegen diese armen Teufel, und nicht

voll Verachtung — er hätte mit mehr Verachtung in Regensburg in einer Session des Reichstags gesessen — so behauptete er, der Stammbaum sey ohne Zweifel etwas Göttliches, da das heiligste Buch voll Stammbäume wäre, und das edelste Volk der Erde, die Griechen, die Stammbäume ihrer edlen Geschlechter sorgsam erhalten, und das tapferste Volk, die Römer, sogar ihre Ahnen bis auf die frühesten Zeiten hinter dem Sarge eines Verstorbenen hätten in Reih und Glied aufmarschieren lassen.

Sie sahen ihn starr an, besonders die Damen.

„Ich wollte, wir gebrauchten die Sitte noch. Himmel, o Himmel! wenn nach ein paar Jahrhunderten dieser treue Postillon hinter dem Sarge seines Urenkels eines Oberpostpräsidenten Exzellenz herginge, sein Enkel würde vielleicht sich vor der ehrwürdigen, edlen Gestalt scheuen, seiner Gattin mit Untreue das Herz zu brechen.“

Der

Der Gänsehals bewegte sich wieder, und die Gesellschaft wußte nicht mehr, wie sie mit dem Kapitain daran war. Sein Vetter dankte Gott, wie die Gesellschaft auseinander ging.

Am andern Morgen brachte die Frau von Welfenstein dem Kapitain ihren ältesten Sohn zum Segnen; denn es hatte sich noch am vorigen Abend ausgewiesen, daß der Kapitain mit seiner reichen englischen Invalidenpension und seinem Gütchen gar nicht so arm war, als er sich hielt, da er den Postillon belohnen wollte. Obwohl der Vetter noch gar nicht alt war, und dennoch der Frau von Welfenstein auf ihre Frage, ob er nicht nun im Vaterlande ans Heirathen denken wollte: ihr seinen Fuß aus Kork zeigte, und sagte: „Obgleich für tausend Frauen, das weiß ich, ein Orden zehnmal so viel werth ist, als ein Fuß von Fleisch, so — ist doch dieser Korkfuß mein Scheidebrief vom weiblichen Geschlecht; so — —" kurz Reinhold wurde ihm gebracht. Er nahm den Knaben auf seine Arme, drückte ihn

mit einer wunderbaren Rührung, die Zärtlichkeit und Verdruß zu gleicher Zeit war, an seine Brust, und rief: „O Glück, schönes, heiliges Glück des Lebens! Was sagte ich, die Ahnenbilder? hinter dem Sarge? O Eitelkeit, aus Lumpen zusammengeflickt! Aber könnte ich in meinem Sarge die lange, unendliche Reihe der Nachkommen denken, ach, und alle Männer wären freie Männer, und alle Weiber keusche, unschuldige Weiber gewesen." Er drückte Reinholden noch einmal an die Brust, und dann sein Gesicht in das Kissen des Stuhls.

Dann rief er auf einmal rasch aufspringend: „Gieb mir den Knaben, Vetter, ich will ihn wie meinen Sohn halten. Gieb ihn mir in meine Einsamkeit mit. Er soll mein Erbe seyn!" setzte er hinzu, da er seinen Vetter zögern sah. „Ich bin so arm nicht, als Du vielleicht meinst. Sieh her." Er breitete vor ihm aus seinem Taschenbuche eine Reihe Banknoten hin.

„Du sollst ihn haben, Vetter Kapitain!“ rief der Kornet.

Der Kapitain schämte sich ein Wenig seines Vetters aus dem Hause Este und England.

Aber den andern Tag stieg er mit dem kleinen Reinhold auf den Pritschwagen, und der Pritschwagen rollte dahin.

„Frau, Frau“ rief der Vetter, und nicht Gemahlin, denn ein Gefühl der Freude bewegte ihn — „das ist der Anfang unsers Steigens. Er ist reicher, als wir wissen.“ Aber sein Triumph wurde doch sehr geschmälert, da er vernahm, daß der Kapitain auch die Tochter des Postillons, aber ohne alle Bedingungen, mitgenommen hatte.

Es war dem Kapitain schwer geworden, den Postillon zu bereden. Er bot ihm Geld. Der Postillon sah ihn starr und verdrießlich an. „Nicht für aller Welt Schätze!“ sagte er trocken und mürrisch — „aber da, da haben Sie mein Kind von mir, weil Sie ein guter Mensch sind. Und Gott sey mit Ihnen und dem

Kinde.“ Die kleine Marie wurde in den Wagen gehoben. Sie war zwei Jahre alt. Die Mutter machte Anstalt für die Bequemlichkeit der Kinder, der Vater fuhr selbst, und so kam der Kapitain nach mehreren Tagen endlich in Welfenstein vor seinem Gute mit den beiden Kindern glücklich an. Sein Reitknecht Joachim, der mit zwei schönen Pferden vorausgegangen war, empfing seinen Herrn am Schlage.

Da er die beiden Kinder sah: „Herr Kapitain, da ist ja Ihr Wunsch erfüllt! Aber ich denke, Sie sollen noch eigene Kinder erziehen. Gute Art muß man nicht ausgehen lassen. Sie ist selten.“

„Die da, Marie, ist von guter Art, Joachim, von der besten Art, die Gott auf der Erde hat. Der da, Reinhold, Joachim, nun Gott wird sein Gedeihen geben! Mit den eigenen Kindern ists nun vorbei.“

„Nicht vorbei, sage ich, Herr Kapitain. Sie sollen sehen, was

deutsche Luft und deutsche Mädchen können!"

Der Kapitain lächelte.

2.

Der Kapitain zeichnete sich im gewöhnlichen Zustande durch nichts aus, als durch eine weiche, ruhige Güte, durch eine Lammesnatur. Er konnte alles um sich her steigen sehen, ohne einen Anfall von Neid zu fühlen; er konnte sich zurückgesetzt sehen, ohne zornig zu werden. „Das macht," sagte er lächelnd, wenn einer seiner Freunde ihm das vorwarf — „ich bin mitten unter Lämmern und auf Blumen geboren." Er sagte nur so, um sich zu entschuldigen, obgleich er glaubte, keiner Entschuldigung zu bedürfen. Aber die Sache war doch wahr. Denn seine Mutter, die in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft, in dem Frühlinge, den

sie liebte, unter den blühenden Bäumen, unter denen eine Heerde Schaafe mit den Lämmern weidete, lustwandeln ging, wurde auf einmal von der Göttin Luzina überrascht. Sie setzte sich, und in dem Augenblicke war ihr Sohn, der Kapitain, auf der Erde. Sein erstes Lager war ein Lager von Blüthen, und die schreienden Lämmer weideten rings um den schreienden Knaben her. Er nannte daher den Frühling: Herr Gevatter! und Blumen nnd Lämmerheerden, Frau Gevatterinnen. Aber diese Blumenstille verließ ihn, sobald irgend eine große Idee oder eine große Handlung seine Phantasie ergriff; dann arbeitete seine stille Seele sich hoch empor über die Erde, über das Leben, über den unendlichen Raum, den er nur eine Erhabenheit für die Sinne nannte, in die Ewigkeit, den erhabensten Gedanken für den Geist. Und diese geistige Erschütterung, dieser süße Rausch konnte Monate lang in seiner Seele nachzittern. In einem solchen Zustande behauptete er sogar muthig und mit einer

Art von Heftigkeit: die Ewigkeit und Gott sey dem Geiste gerade so nothwendig und gewiß als die Luft dem Körper, das Licht dem Auge, als das Ende eines Körpers dem Anfange desselben. Er behauptete sogar, wenn man ihm nur sanft widersprach, eine Ewigkeit des Menschen vor seinem Daseyn auf der Erde, „weil," rief er — „die Musik, eine einzelne Flöte in der Ferne im Dunkel der Nacht, oder das eintönige Rauschen des Meeres, oder die noch erhabnere Stille der Nacht in meiner Seele die aller erhabensten Gedanken und Empfindungen erweckt, nicht giebt, die ich sogleich als meine und als wahr erkenne. Sagt," rief er weiter, und stand auf, wenn er saß, und legte die Pfeife und alles nieder, was er in der Hand hatte — „sagt, trägt eine irrdische Luft diese Töne? Nein, sondern die Morgenluft eines höhern Lebens. Unter dieser Sprache der himmlischen Musik hatte ich schon einmal diese Gedanken gedacht, diese Empfindungen gefühlt. Es ist die Sprache meiner vergangenen Ewigkeit.

Jeder Ton ist eine Seele, die ich sehr wohl kenne."

Es fehlte nicht viel, seine bebende Stimme, das flammende Auge, die schönere Röthe auf seinen Wangen hätte seine Zuhörer überredet, es sey wahr!

Jetzt übergab er seinem Reitknecht die beiden Kinder, und ging, nach seiner ersten Wiege zu sehen. Er legte sich nieder unter den Blüthen, zwischen die Lämmer; dann besuchte er alte Spielplätze seiner Kindheit und fluchte zum erstenmale auf seinen Fuß von Kork, den er sonst so gut hielt, wie seinen eigenen, weil er ihn jetzt hinderte, auf die steile Spitze der Felsen zu klettern, auf der er sonst als Kind jeden Sonnabend saß, um das Geläute aus den Dörfern rings um zu hören, was seine Seele richtig jedesmal empor in eine andere Welt, vor oder nach dem Leben, getragen hatte.

Er fluchte auf den Korkfuß, weil er noch immer in dem Nachzittern einer Erschütterung sich befand, und diese hatte der Gedanke an die lange Reihe seiner

Nachkommen, alles freie Männer, und alles keusche, unschuldige Weiber, bei seinem Vetter, hervorgebracht.

Diese erhabene Vorstellung war es, die ihn so rasch zu der Bitte an seinen Vetter um seinen Sohn brachte.

Er warf sich nieder in seine erste Wiege auf die Blüthen und zwei Ströme einer vollen Begeisterung zogen in seiner Seele neben einander her, die ganze Reihe seiner edlen Nachkommen, die er alle, wie die prahlerischen Römer ihre todten Ahnenbilder, als Triumphatoren, Konsuln mit Lorbeerkränzen geschmückt, auf Doppelstühlen von Elfenbein, aber lebend vor sich auf dem Strome der Zeit dahinziehen ließ; zugleich arbeitete er an einem Plane der Erziehung für Reinhold und Marien, um sie zu Anführern dieser schönen Reihen der Männer und Weiber zu machen. „Sie sollten nicht über eine fallende Welt, sondern über sich selbst und über ihre Leidenschaften triumphirt haben.“

Er verlief sich auf diesem doppelten Strome seiner Begeisterung, zu dem noch ein neuer Strom, der Gedanke an seine Vorfahren, an seinen edlen Vater und an seine weiche Mutter sich gesellte, in ein Labyrinth von verwirrten Gedanken, Empfindungen und Planen, bis Vorfahren und Nachkommen, und er selbst mitten unter ihnen, zu einer großen, wundersüßen Empfindung zusammenschlug, in der aus Vorfahren und Nachkommen; das ganze beseligte Menschengeschlecht wurde vor dem Auge des barmherzigen Menschenvaters.

Höher konnte seine Empfindung nicht steigen, und er ging mit einer süßen Ruhe in der Brust, und mit einem hoffnungsvollen Vorgefühl heim, und trat an das Bett, wo die beiden Kinder ruhig schliefen, Hand in Hand, Wange an Wange gesunken.

„Ein schönes Bild des Menschen auf Erden!" sagte er, die Hände faltend. „Und wie selig wird er erwachen!"

Er setzte sich leise an das Bett, sein Auge und sein Herz festhaltend auf dem schönen Bilde der schlafenden Kinder, und so versank er nach und nach in den Plan ihrer Erziehung. Je schärfer er den Gedanken in das Auge faßte, desto dunkler wurde er ihm. Die beiden Kinder zu Engeln zu bilden, schien ihm leicht; aber wie der Engel zur Welt passen sollte, zum Staate; wie Reinhold zu seinem Range, zu seiner Familie, zu den glänzenden Assembleen der Hauptstadt, und zu den noch stolzeren des kleinen Fleckens, wo sein Vater lebte, zu den geheimen Instrukzionen des Departements der auswärtigen Affairen, zu den noch geheimern des Finanzministers, zu dem Sessionstische, wo die Gerechtigkeit für den Armen, der aus Noth Verbrechen begeht, Ketten, Beile und Rad hat, und für den reichen Verbrecher, der aus Lust sündigt, Menschlichkeit, Gnade und Nachsicht? Wo sollten sie das Glück suchen, wie finden, wie festhalten? Er erschrak ordentlich, da er nur so obenhin einen kleinen Katalog

menschlicher Unglücksfälle machte, denen sie entgegen mußten. Er hatte freilich Lust, den Reinhold das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchlaufen zu lassen; aber ihm fiel mit Schrecken ein, daß Gelehrte, die vierzig Jahre die gelehrten Sprachen allein studiert hatten, einander öffentlich beschuldigten, sie verständen nicht eine Seite eines Schriftstellers zu übersetzen. Er stand unmuthig auf und sagte: „Ich will dennoch wetten, es ist so schwer nicht. Und überdem habe ich ja noch einige Jahre Zeit, es zu überlegen.“

Der Kapitain war bis ins sechszehnte Jahr sorgsam unterrichtet. Er sollte Jurist werden, wollte sein Vater. Im sechszehnten Jahre ging er aber mit einem hanöverschen Regimente nach Indien, machte einen Krieg mit gegen die Maratten, in dem er durch seinen Muth, noch mehr aber durch seine Sitten die Freundschaft des Generals Popham erhielt. Er ging mit dem General nach Portugal, wohin der General Aufträge hatte. Er

durchreiste mit ihm Spanien, Frankreich. Dann machte er einen Feldzug gegen die Franzosen mit, als Adjutant des Generals, unter den englischen Truppen. Der General ging, um seine Gesundheit herzustellen, nach Pisa ins Bad. Welsenstein war sein Begleiter. Er durchreiste Italien, die Schweiz, von einem Ende zum Andern. Dann brachte er wieder ein paar Jahre in England zu mit dem General. Der General war ein höchst gebildeter Mann, und mehr als Soldat, ein denkender Staatsmann. Seine Gesellschaft bestand aus den ersten Männern der Nazion, und Welsenstein war immer um ihn. Er hatte Europa gesehen, und mit vieler Wißbegierde und mit hellem, vorurtheilsfreiem Auge. Ein englischer Staatsmann reist nicht, ohne sich um Ackerbau, Handel, Gewerbe, Künste und Sitten der Völker zu bekümmern. Der Adjutant hatte den Auftrag, des Generals Tagebuch über diese Dinge zu führen.

Welfenstein hatte einen Schatz von Kenntnissen, da er aber fast immer mit kenntnißreichen Männern umging, so meinte er, jeder Mensch müßte wissen, was er wußte. Er blieb also schlicht und bescheiden. Endlich brach wieder der Krieg gegen Frankreich aus. Welfenstein verlor seinen Fuß im Anfange des Krieges. Sein Freund verschaffte ihm den Bathorden, eine reiche Pension; und da Welfenstein immer bei dem General frei gelebt hatte: so war seine Gage zu einem recht hübschen Kapitale emporgestiegen.

In England, während der langwierigen Kur mit seinem Fuße, sagte Joachim: „Herr Kapitain, in Deutschland wären Sie längst geheilt, in Welfenstein, in dem kleinen grünen Kabinette, das die selige Mama so lieb hatte. Die Aussicht von da auf die Höhen, auf den kleinen See, da ich Sie immer kahnte, wissen Sie noch? Und die reine Luft dazu.“

Diese paar Worte knüpften alle zerrissenen Faden aus seiner Kindheit in seiner Seele wieder an.

Er ließ einen deutschen Wundarzt kommen. Nach vier Wochen war der Fuß heil. Ein Fuß von Kork ersetzte den verlornen fast ganz. Er ging nach Hamburg. In Hanover erfuhr er, daß sein Vetter in dem kleinen Flecken lebte. Er fuhr dahin, und jetzt sitzt er am Bett der beiden Kinder, die er zu Engeln bilden will. Er war vier und dreißig Jahre alt.

3.

Es kann kein Bathordensritter, und noch dazu in der prächtigen englischen Generalstaabs-Uniform in einer Residenz ankommen, ohne daß man nicht die Fenster hinter ihm her öffnet, noch viel weniger auf dem Lande, wo die Ordensritter eine

Seltenheit sind, noch viel weniger ein Ritter wie Kapitain Welfenstein, dessen breite, gewölbte Brust auf schlanken Hermes-Hüften, dessen schwarzer Lockenkopf, dessen blitzendes Auge und römische Nase, besonders wenn er auf seinem Engländer daher flog, seinen Taufschein um sechs gute Jahre später datirte. So flogen auch in Lauingen, wo Herr von Senft residirte, die Fenster auf, wenn der Kapitain vorüberritt. Herr von Senft war alle Jahre in Pyrmont, und zwar am Pharotisch, seine Tochter, das beneidete Ideal der Schönheit, des Witzes, des Geistes, aller gesellschaftlichen Tugenden und besonders des Geschmacks in der Kleidung, verschwendete in Pariser, Berliner und Leipziger Putzladen eben so viel, als ihr Vater an dem Spieltische, bis endlich beider Augen auf eine nahe und dunkle Zukunft durch allerlei gerichtliche Verhandlungen geheftet wurden.

Von dem Ritter, obgleich er apanagirt war, erfuhr man, daß eine Kiste nach

der

andern von London für ihn ankam. Er ließ bauen, verschönerte seinen Garten, kaufte von dem Hauptgute, was von den Gläubigern verpachtet war, mehrere Felder an sich, und bezahlte sie baar und großmüthig.

Fräulein Eugenie machte sich wieder ans Englische, was sie ziemlich fertig sprach; lernte ein paar schwere Sonaten ein, denn der Ritter war ein begeisterter Musikfreund, lernte ein paar Arien aus dem Messias von Hendel singen, und ging alle Tage ruhig nach Welfenstein, allein, lustwandeln.

Der Vater lächelte und schwieg. Denn Vater und Tochter gingen, wie Vornehme, höflich mit einander um, fast wie Fremde.

Vater und Tochter, die in ihren Grundsätzen so ziemlich eins waren, waren in der Ausübung sehr verschieden. Der Vater stand aufrecht, fast riesenhaft vor Jedem unter ihm, seine Gläubiger allein ausgenommen, traf ihn aber der Glanz des Fürsten, so kroch er zusammen,

wie der lange Seewurm (long seaworm) der im Dunkeln über achtzig Fuß lang ist, trifft ihn aber ein Strahl des Lichts, so kriecht er zusammen, daß er in einer Austerschaale Raum hat. Eugenie, ihren Waffen vertrauend, stand eben so stolz und aufrecht vor dem Fürsten, wie vor jedem Manne, so auch vor dem Kapitain, da sie ihm endlich begegnete.

In der That stutzte der Kapitain ein Wenig, vor der edlen Gestalt, die das Auge im Nachsinnen auf den Boden geheftet hielt, bis sie drei Schritte weit vor ihm stand. Da sah Eugenie auf, sah sich mit einer Verbeugung von allen Seiten um, und sagte: „Ach, ich bin wohl auf Welfensteinschen Boden?"

Der Kapitain sagte ihr darüber ein paar feine Schmeicheleien, vor denen Eugenie stutzte; denn sie hatte den Kapitain, nach dem, was sie von seiner Gutmüthigkeit, und sogar von seiner Frömmigkeit gehört hatte, für ein Schaaf genommen, und sie fand einen feinen Mann. Desto besser.

Die Gewohnheit, in der großen Welt zu leben, brachte das Gespräch sogleich in den Gang. Eugeniens Reiz gab ihm ein höheres Leben, ihr Geist würzte es.

Der Kapitain begleitete das Mädchen bis an die Gartenhecke, bis durch die Thüre, bis zu dem Herrn von Senft ins Zimmer.

Man redete von des Kapitains Feldzügen. Wenn der Kapitain gegen eine Batterie aufbrach, legte Eugenie ihre Hand theilnehmend auf des Kapitains Arm, ohne ein Wort zu sagen; aber der tief und leise hervorgezogene Seufzer, den die schöne Brust auf ihren Wellen emporhob, das große Auge voll Bewunderung, die andre emporgehobene Hand, jede kleine Bewegung an ihr hatte Sprache, und eine Sprache voll schöner Begeisterung. Der Kapitain — er war ein Mann, troz der großen Welt, in der er gelebt — fühlte eine warme, wohlthätige Empfindung in seinem Innern. Seine Begeisterung stieg, bis ein lauter Seufzer zur Seite seine

Blicke auf diese Seite zog. Er sah ein junges Mädchen, in Trauer gekleidet, in der furchtsamsten und demüthigsten Stellung da stehen; unter der schwarzen Florhaube wallten goldne Locken über die lichte Stirn. Es war ein unbeschreiblich liebliches Gesicht, eine höchste, zarte, schlanke jungfräuliche Gestalt, der die demüthige Furchtsamkeit neue Reize gab.

„Warum nicht früher?" rief mit harter Stimme Senft.

„Ich stehe schon seit einer Viertelstunde hier!" antwortete leise die schönste Stimme.

Senft winkte weg, und das Mädchen verschwand eben so ungehört, als sie gekommen war.

„Sehen Sie, Herr Nachbar," sagte Eugenie lächelnd — „auch Stumme belebt Ihre Erzählung zu Seufzern."

„Stumm?" sagte er, und schwieg.

Das Gespräch hob wieder an: aber der Kapitain war ein wenig zerstreut.

Das Bild der furchtsamen Demuth, der Trauerkleider, der gebeugten Gestalt, blieb in seiner Seele.

„Stumm!“ sagte er auf dem Rückwege. „Was meinte sie? Ein zerbrochenes Herz ist stumm. Eine Bildsäule war das Mädchen nicht.“

Die Stellung blieb vor ihm stehen, als bäte sie ihn um Hülfe. Eugenie hatte sein Herz in Bewegung gebracht, und sie brachte es mit jedem Tage mehr in Bewegung, mit der Arie aus dem Messias, mit einem Paar schottländischen Balladen, und besonders mit ein paar komischen deutschen Liedern, die sie mit einem hohen Ausdrucke der naivsten Unschuld sang.

Dann wurde er ihr Lehrer in der englischen Aussprache, und keine Situazion für einen Mann, der seine Ansprüche auf die Liebe aufgegeben hat, ist gefährlicher, als der Lehrer eines reizenden Mädchens werden.

Die Stumme sah er nicht wieder, als: ein paarmal schlüpfte sie auf dem Vorsaale

mit einer Verbeugung neben ihm weg, wenn er eben eintreten wollte. Er verbeugte sich so tief gegen sie, als er konnte, obwohl er sie nur für Eugeniens Jungfer hielt.

So oft der Kapitain von Senfts zurückkam, empfing ihn sein Joachim mit einem lächelnden, triumphirenden Gesicht. Das war alles was er that. Denn obgleich er die Geheimnisse seines geliebten Herrn alle wußte, so drängte er sich doch in keines früher, als bis sein Herr davon anfing. Indeß legte er die Hände nicht in den Schooß.

Er hatte Eugenien gesehen. „Fast so schön, wie mein Herr!" sagte er den Hut mit Ehrerbietung abnehmend.

Er hörte von dem Administrator des großen Gutes, daß Fräulein Eugenie das Ideal der Mädchen wäre. „Sie singt und spielt wie ein Engel."

„Mein Herr ist einer."

„Sie redet französisch, englisch, italiänisch wie deutsch."

„Mein Herr redet spanisch und hindostanisch dazu.“

„Sie tanzt wie eine Puppe.“

„Pah! das kann mein armer Herr nicht,“

„Schade, daß das Fräulein so arm ist, denn —“

Hier zog Joachim den Hut wieder, und seine Augen leuchteten vor Freude. Aber er sagte nichts, gar nichts.

Endlich hob der Kapitain selbst an, mit finsterm Blick: „Joachim!“

„Herr Kapitain!“

Der Kapitain schwieg, und Joachim harrte zehn Sekunden, dann machte er einen demüthigen Bückling.

Beim Auskleiden sagte der Kapitain zweimal wieder mit noch mehr Nachdruck: „Joachim!“

„Lieber Herr Kapitain!“ sagte Joachim auch noch deutlicher. Der Herr schwieg, Joachim machte seinen Bückling und schwieg auch.

Beim Ankleiden: „Joachim, der Mensch sollte nichts ganz verreden.“

„Als Zaubern, lügen oder trügen, und so dergleichen, Herr Kapitain.“

„Es kann Menschen geben, auch Mädchen, die über eine Krücke wegsehen.“

„Sie haben keine Krücke, Herr Kapitain.‘

‚Mein Fuß von Kork ist eine Krücke, guter Joachim.“

Joachim bückte sich: „Aber ein Ehrenzeichen so gut und mehr als Ihr Orden.“

„Ich könnte sagen,“ hob der Kapitain mit einem dunkeln Erröthen an — „ich wäre verliebt.“

Joachim erröthetete auch, aber er drückte seinem Herrn herzlich aber schweigend die Hand.

„Die Kinder müssen eine Mutter haben.“

„Das weiß Gott!“

„Und — kennst Du das Fräulein Senft?“

Da hob Joachim seinen Spruch an, und erzählte seinem Herrn alles, was

er von Senfts gehört hatte, mit großer Begeisterung.

„Eins freilich," fuhr er kühler fort — „wollte mir nicht ein. Da aber Sie nichts davon wissen, und ich weiß gewiß, das würde Ihnen auch nicht gefallen haben, und bemerkt hätten Sie es gewiß, so — ists wohl nicht wahr."

„Was wäre das?"

„Ei nun, Fräulein Amalie, des Herrn von Senft Schwestertochter. Es kann nicht seyn, Herr Kapitain. Schwestertochter! Bedenken Sie nur, die noch die Trauer um die geliebte Mutter trägt, das sanfteste, freundlichste, demüthigste Wesen, wie ein Jeder sagt. Wie, Herr Kapitain? Die müßte allein essen, wenn Jemand dort wäre? An meinem Tische müßte meiner Schwester Tochter den Oberplatz haben. Es ist also nicht wahr!"

„Die Stumme!" sagte der Kapitain bewegt. Und hinter diesem einzigen Worte zog ein langer Zug Trauergestalten; erstlich die Tochter, an den erkaltenden

Lippen der sterbenden, geliebten Mutter, dann der Sargdeckel, unter dem die Lippe, das Herz, die Liebe der Mutter verstummt ist, dann die Tochter, die mit dem gebrochenen Herzen, das, ach, von dem einzigen Herzen, das sie liebte, weggerissen ist, die Liebe, den Sarg der Mutter vergißt, und ängstlich über die fremde Schwelle des Oheims mit Zittern tritt, wo finstere Blicke sie empfangen, harte Worte sie scheuchen, wo sie, ist ein Fremder da, allein essen muß, um es recht schmerzlich zu fühlen, daß sie allein ist in dem Leben.

„O es ist zu viel!" rief der Kapitain ergriffen sich von Joachim abwendend.

Joachim, der den Ausruf nicht verstand, wartete noch ein Wenig, ob sein Herr das Gespräch nicht wieder anknüpfen werde; dann bückte er sich tief und ging hinaus.

„O es ist nur zu wahr! Stumm! stumm nannte sie Dich, Arme! Mit einem Lächeln! Ja, ja! — Wie hart war der Ton ihres Oheims, womit er sie aus dem

Zimmer scheuchte. Die zitternde Taube! Himmel! o Himmel! wie kann ich noch zweifeln! Ich habe sie ja gesehen, diese Gestalt, diese zarte Gestalt, unter der Härte des Oheims in den Staub gebeugt, diesen Mund voll stummen Schmerz! Ach, Deiner Mutter war kein Ton weich genug, Dich zu nennen. Jetzt fährt der Nordwind Dich rauh an, Du Arme!"

„Indeß —" sagte er nach einer langen Pause, ging nach Lauingen; aber nicht in das Haus, sondern zum Jäger, einem alten Manne, mit einem höchst ehrwürdigen Gesicht, dem der Kapitain ein paarmal Geld für Unglückliche in Lauingen gegeben hatte, deren Unglück Senft poetisch mahlte, aber nicht abhalf.

Der alte Mann redete von dem Fräulein Amalie mit Entzücken, von ihrer Lage im Hause des Oheims nur mit Achselzucken, Seufzern und kummervollen Blicken.

„Ja, wer weiß dennoch —" sagte der Kapitain auf dem Rückwege. Er liebte Eugenien halb und halb.

Eben da er nach dem Wohnhause gehen wollte, sah er Eugenien und ihren Vater in den Wagen steigen. Er trat in einen Gartensaal, fest entschlossen, mit Amalien selbst zu reden, wenn sie etwan den Garten besuchte.

Er durchlief Eugeniens Betragen, und fand auf einmal ganz kleine Spuren von Ueberraschungen mit ihren Talenten, die angelegt schienen.

„Nein, nein!" rief er ehrlich — „ich will ihr nicht Unrecht thun. Das ist zu viel!"

In dem Augenblicke sah er Amalien die Allee daher kommen, an ihrer Seite Eugeniens Jungfer. Die Thür des Saals stand weit offen. Er trat in ein kleines Kabinet. Die Jungfer sollte ihn nicht sehen.

Aber Amalie und die Jungfer traten in den Saal.

„Und heute sollen Sie einmal einen heitern Tag haben, liebstes, gutes Fräulein, da Ihre Quälgeister weg sind."

„O gutes Kind!“ sagte Amalie schmerzlich. „Du weißt, wie ungern ich das höre. Mir thun sie doch wohl!“

„Ihnen? Wohl? Nun Gott sey mit uns!“

„Er ist der Bruder meiner theuren Mutter. O meine Mutter!“

„Ein schöner Oheim, eine schöne Kusine, die Sie mit Ihrem weichen Herzen verhöhnen! O Himmel!“

„O wann thäten sie das? Nein!“

„Wann? So? Also wie der Kapitain zum erstenmale hier war, den Fräulein Eugenie endlich eingefangen hatte; denn umsonst ging sie nicht Tag vor Tag nach Welfenstein, umsonst mußte ich ihr nicht ihre englischen Bücher wieder hervorsuchen — nun, wie Sie von der Erzählung des braven Mannes so gerührt waren —“

„Ja liebes Kind, ich war sehr gerührt, nicht so sehr von der Erzählung, als von seinem Tone einer sanften, so menschlichen Wärme, von seinen Blicken. Es rührte mich, wenn er die Hand auf sein Herz

legte. Er thats so eigen. Man sah, sein Herz wußte davon. Es rührte mich sehr. Und was Du mir von ihm erzählt hast, und der alte Jäger, und alle Menschen, die ihn kennen, wie gütig er ist, und wie muthig dabei. Welch ein Held und dennoch so sanft, so freundlich wie ein Kind! Ja, liebstes Kind, ich hatte schon lange gewünscht ihn einmal zu sehen."

„Nun? und —"

„Nun ja, so hatte ich ihn mir gedacht, gerade mit diesem edlen, gütigen Gesicht, mit dieser großen Gestalt, und dennoch so ohne Stolz, mit dieser sanften, reinen Stimme."

„Nun denn, und warf Ihnen nicht hernach mit höhnischem Lachen das Fräulein vor, Sie hätten sich ins Zimmer eingedrängt, um sich von ihm sehen zu lassen, Sie hätten geseufzt, um seine Aufmerksamkeit —"

„O ich bitte Dich, schweig, liebe Seele. Es sah ja auch so aus, denn ich hatte ja schon eine Viertelstunde da gestanden. Ach, ich hatte den Muth nicht, mich zu

melden, der Oheim ist so hart, und doch hatte er mir befohlen, ich sollte ihm Nachricht geben."

„Der arme Kapitain, wie wird er erstaunen, wenn er die schöne Frau erst kennen wird."

„O ein edler Mann, Liebe, o glaube mir! kann viel ändern."

„Bei Eugenien nicht, weil sie nach ihren Grundsätzen lebt."

„Glaube mir, Du hältst sie für zu böse. Glaube mir!"

„Ich weiß, was ich weiß, und mehr als Ihnen, Sie unschuldige Seele, gut ist zu wissen. Ich bringe Ihnen das Essen hierher!"

„O," sagte Amalie seufzend — „wenn meine Verwandten so gut wären, wie dieses Mädchen, das sie verachten."

Dieses Gespräch wars, was der Kapitain in seinem Kabinette anhörte. Er zog sogar seinen gefühllosen Korkfuß in die Höhe, weil er auf glühenden Nadeln zu stehen glaubte.

Er wäre gern zum Fenster hinausgegangen; aber dem Fenster gegenüber stand ein Arbeiter, der mehr schaute als arbeitete.

Indeß sobald die Zofe weg war, wurde ihm leichter. Er hatte das Herz, durch eine Oeffnung in der Thüre, die er angeschoben hatte, das Mädchen zu beobachten.

Sie saß ihm in Profil. Er mahlte freilich, aber nur jeden ihrer schönen Züge, mit den Flammen seines schauenden Auges in sein Herz. Sie machte erst alle die hundert kleinen unsteten Bewegungungen, die jedes Mädchen macht, wenn sie sich irgendwo nur auf eine Stunde niederlassen will, und Amalie wollte den ganzen Tag hier bleiben. So sah er sie in allen Stellungen, welche die Unschuld, und die Einsamkeit einer Jungfrau erlauben. Sie jagte sich mit einer Wespe, endlich ihren schwarzen Schahl zu Hülfe von den Schultern nehmend; es war ihm, als sähe er den zauberischsten Tanz der schönsten Grazie. Dann nach-

dem

dem sie alles in Ordnung gestellt, Tintenfaß, Papier, und Feder zum Schreiben zurecht gelegt — die Natur verantworte es, daß das alles dem Kapitain tief ins Herz drang — so nahm sie ihre Haube ab, und die reichen goldenen — ambrosischen hätte der Kapitain gesagt — Locken rollten nieder auf die elfenbeinern Schultern, Hals und Nacken. Dann schrieb sie, trocknete von Zeit zu Zeit unschätzbare Thränenperlen von dem schönen Auge, wischte die Locken aus der Stirn, um diese in ihre Hand zu stützen; und die Locken rollten über den runden Arm hinab, und der Kapitain erinnerte sich bei jeder Stellung einer Madonna von seinen Reisen, und machte zu jeder Bewegung einen Kommentar unter einem heftigen Herzpochen.

Sie schrieb weiter und das Gesicht verwandelte sich nach und nach in das Gesicht eines lächelnden Engels. Ihre Augen, die sie ihm jetzt entgegen drehete, blitzten, sie legte die Hand, als begeisterte sie etwas sehr Schönes, auf die Brust; ja ein kleiner, gutmüthiger Muthwillen drückte jetzt seine

Grübchen in ihre Wangen. Sie stützte mit einem Finger die Stirn, nachsinnend. „Ach!" seufzte sie, in vergangene schöne Tage verloren; schrieb dann schnell und mit dem Kopfe nickend weiter, und auf einmal sang sie mit wundersüßer Stimme, aber mit einfachen, herzlichen Tönen ein Liedchen, von dem er nur die letzte Zeile verstand: Versunken ist, was ich gehofft.

Dann rief sie mit sanfter Wärme: „O geliebte Freundin! O meine Vertraute! Könnt ich dem Briefe Flügel geben, wie meinen Gedanken."

Dann deckte sie den Brief zu, schlug den Schahl um, verließ den Saal, und schob die Thür fest ins Schloß.

Der Kapitain sah sie in das Bosket fliegen, leicht wie ein Schmetterling.

Er trat hervor. Der erste Gedanke war, er wollte fort; aber zehn Schritte von der Thüre saßen ruhend und plaudernd zwei Arbeiter im Schatten. Er mußte bleiben, und da der eine Arbeiter ging, der andere sich ausstreckte, wollte er

die Thüre leise öffnen. Er sah, noch mehr erschreckend, daß Amalie sie verschlossen und den Schlüssel zur Sicherheit ihres Briefes mitgenommen hatte.

„Gefangen!“ rief er lachend — „und wer weiß, ob es diese Thüre allein ist, die mich gefangen hält?“ Er ergab sich. „Sie muß doch endlich fort!“ sagte er. „Und müßte ich hier bis Abend sitzen. Ich jage dem theuren Mädchen keine Röthe ab.“

Seine Hand zuckte nach dem Briefe.

„Denn sie,“ sagte er leise mit verhaltenem Athem — „kann nichts schreiben, was nicht jeder Engel lesen könnte.“

Er wollte den Kommentar zu dem Entzücken des Mädchens wissen. Er nahm den Brief, und ein Auge auf die Brücke gerichtet, über die sie nothwendig zurückkommen mußte, las er den Brief, der in sein Herz alle Entzückungen des Lebens goß. Es waren sanfte Klagen über die harte Behandlung ihrer Verwandten, und besonders Eugeniens.

Amalie erzählte ein paar Vorfälle der Art, die seine Brust mit Abscheu füllten. Aber doch lief er nur über die Zeilen weg, um den letzten Theil des Briefes zu erreichen. Er athmete schwer, da er seinen Namen Kapitain Welfenstein sah.

Sie schrieb von ihm in räthselhaften Wendungen, und schloß: mein Schicksal hat ein Morgenroth der Hoffnung nach dem Andern mir zugedeckt, aber so dunkel, so finster keines, wie — o Hoffnungen giebt mir das Geschick nicht mehr! Nein, ich hatte nur den Wunsch, einen Mann nicht getäuscht zu sehen, der es verdient, — wenn ein Mensch es verdient — daß seine Abendröthe so schön, so rein sey, wie die Morgenröthe seiner ersten Liebe. Ich träumte wohl einmal, ich verdiente wohl eine eben so schöne Morgenröthe; ach, das von lauter Hoffnungen des Glücks erschütterte Herz kann es nicht fassen, daß etwas Höheres im Leben wohnt, als das Glück. Wir vergessen es immer, daß alle Göttertempel einsam und

dunkel waren. Nein, meine Theure! ich will es nicht mehr vergessen; denn versunken ist, was ich gehofft.

In des Kapitains Seele erhob sich ein Tumult, ein Meer von Entzückungen, von Hoffnungen, Befürchtungen, Zweifeln schlug stürmend empor, trug ihn empor zu den Sternen, und ließ ihn sinken. Und mitten unter diesem Steigen und Sinken sagte er: „Ich will gelassen seyn, wie ein Mann; aber wenn es Gottes Wille ist, so soll Eine Morgenröthe und Eine Abendröthe mein und dein Leben umgeben; aber heraus muß ich hier, ehe sie kommt, und müßte ich wie ein Maulwurf unter der Erde weggehen."

Die Thür aber war verschlossen, und alle drei Fenster mit Zuschauern besetzt, von denen der Kapitain, wie jeder Mann in solcher Stunde, glaubte, sie müßten nothwendig um sein Geheimniß wissen.

Er sann, und daher kam Amalie, öffnete die Thüre, und der Kapitain war in seinem Kabinette. Das Mädchen

schrieb noch eine Seite, siegelte dann und machte die Aufschrift.

Wie ganz anders war jetzt alles. Der Kapitain erbot sich in dem Kabinette zu jedem Schwur, das Mädchen sey das Ideal der Tugend, der Wahrheit, der Schönheit. In seinem Herzen stand dieses schöne, heilige Dreiblatt umgekehrt.

Aber die Ruhe, womit er Amalien sitzen sah, — sie hatte ihm das ganze, schöne Oval des Gesichts zugewendet — goß endlich auch in sein Herz, nachdem die heißen Schauer der Liebe seine Nerven zu sehr erschüttert hatten, auch die Ruhe der Seligkeit.

„Bis Mitternacht will ich hier bleiben!" sagte er leise, seine Hand auf die Brust legend: da sprang Amalie auf und jagte sich mit einer Hornisse, die ihr immer um das Gesicht summte. Die Hornisse flog ins Kabinet, dessen Thüre nur angelehnt war.

„Ich kann dir nicht helfen, Thierchen," rief Amalie — „du mußt hinaus." Sie schob die Thüre auf, und der

Kapitain stand vor ihr. Beide in der höchsten Verwirrung. Bei dem Kapitain dauerte die Verwirrung nur eine Minute, er nahm des Mädchens zitternde Hand, und sagte: „Ein Zufall führte mich diesen Morgen in den Gartensaal. Sie kamen mit der Jungfer. Die Thüre war offen, ich wollte nicht gesehen seyn, und trat in dieses Kabinet. Sie, Fräulein, traten mit dem Mädchen ein, ich war gefangen."

„Sie hörten —" sagte leise und erröthend Amalie.

„Ihre ganze Unterredung. Sie schlossen den Saal ab, da Sie gingen. Zum Fenster konnte ich nicht hinaus. Sie sehen die Arbeiter —"

„O mein Gott! ich schrieb —" fuhr sie zitternd fort.

„Darf ich Ihnen dieses ganze Herz zeigen, Fräulein? Ja, ich las — ich las — erschrecken Sie nicht, mein Fräulein! — Ja, ich las — und seitdem hat mir der Himmel eine entzückende Hoffnung ge-

geben, daß das Leben auch Freuden hat, die so schön sind, wie die Tugend.“

„Dort kommt die Jungfer!“ rief Amalie eilig. Der Kapitain ging in sein Kabinet und die Jungfer deckte den Tisch, betrachtete das Fräulein mit großen Augen, und fragte: „Was ist Ihnen?“

Kein Mädchen ist ohne Antwort. Eine Schlange war an Amalien aufgesprungen. Sie hatte sich so entsetzt, daß sie lieber im Hause essen wollte.

Das Mädchen lachte, machte Einwendungen, und Amalie mußte einwilligen, zu bleiben.

„So will ich schreiben, und bin ich fertig, Dich rufen.“

Sie riegelte die Thüre ab hinter dem Mädchen. Arglose Seele; dann als ob Niemand bei ihr wäre, setzte sie sich zu Tisch.

Der Kapitain, mit sich selbst einig, und also mit der ganzen Welt, am meisten mit Amalien, kam hervor, setzte sich uneingeladen gegen Amalien über.

Malchen sprang auf, und ließ die Vorhänge vor den Fenstern nieder, schüttelte über sich selbst den Kopf, und brummte in sich leise: „Ach, mit den trotzigen Männern ist doch gar nichts zu machen!“ und setzte sich glühendroth, weil er winkte, zu Tisch. Er hielt ihr seinen Teller mit dem höchsten Ernst hin. Sie legte ihm, ohne ein Auge aufzuschlagen, vor.

Aus seinem Innern stieg ein Himmel nach dem andern auf, jeder von der schönsten Morgenröthe einer nahen Seligkeit bekränzt. Der Anblick des geliebten Mädchens gegen ihm über, mit ihm an einem Tische, brachte alle seine alten Wünsche nach dem häuslichen Leben so nahe vor seine Seele, daß das Fräulein in seine junge Hausfrau verwandelt wurde. Alle alten Träume seines Lebens kehrten wieder, ach! mit der nahen Vollendung. Und da er den Löffel an die Lippen brachte, brach sein Herz vor Liebe, und seine Augen in Thränen, und mit der in Weinen zerrinnenden Stimme sagte er: „O Amalie, warum zögert Dein Herz länger, als

mein hartes Geschick? Warum willst Du, meine Amalie, daß ich eine Minute lang nicht so selig seyn soll, als ich kann?"

Da verhüllte sie mit der Serviette die wogende Brust, das liebende Herz, die rinnenden Thränen, und das erschrockene Angesicht.

„O!" rief er noch mit weicherer Stimme — „o warum verstummt Dein Mund. Ist mein Bild nie in Deiner Jugend schönen Träumen erschienen? O so laß mich mein Haupt auf ewig verhüllen, und Deines umkränze die Freude, die schönere Liebe! Eine treuere als meine gewiß nicht."

Sie hörte sein Schluchzen. Da zog sie das Tuch von dem flammenden Angesicht, und da sie sein erblaßtes sah, da wollte sie lächeln; aber sie konnte nur blöde die zitternde Hand erheben.

Er sprang auf, noch zitternder als sie. Da nahm er zum erstenmale ihre Hand, und hauchte leise hervor: „O Amalie, wie ich Dich liebe!"

Da sah sie ihn mit dem unaussprechlichen Blicke der Liebe an, aber die Lippe

hatte kein Wort, nicht einmal einen Seufzer, die Hand keine Bewegung, als nur sich zum Gebet zu falten, und so sanken sie, wie zwei Rosenwolken, die Engel verhüllen, einander näher schweben, und in einander fließen, zusammen, und Amalie legte das müde Haupt und das ermattete Herz an des Mannes Brust. Er drückte sie an sein Herz mit wildem, starkem Arm. So hielten sie sich, bis seine Lippe die ihre fand.

Da er aber ihr erblaßtes Angesicht sah, und das in Thränen und Liebe sterbende Auge, da rief er, ablenkend die zu süße Wonne: „Nun setze Dich zu mir, meine Amalie, und laß uns das erste häusliche Fest feiern! Und jeder Tag sey wie der heutige dem Entzücken der Liebe geweiht!"

Er setzte sie in den Armsessel, und nahm seine Stelle ein.

Er legte ihr vor, er bat sie, zu essen.

Da wagte sie ihr Auge auf ihn zu heben. Das süße Spiel mit dem Essen verminderte ihre Unruhe. Sie theilten das

Eine Glas mit Wein in Tropfen, und tranken Einer um den Andern.

„Und nun," sagte sie sanft und freundlich; „erfüllen Sie die erste Bitte." Sie schloß den Gartensaal auf. „Ich habe Erholung nöthig."

Die Arbeiter machten Mittag. Er küßte ihre Hand, und ging. Amalie erbrach den Brief, und schrieb darunter; Alle meine Hoffnungen hat das Schicksal erfüllt auf das Gebet meiner Mutter. Ich bin selig, o meine geliebte Freundin! Morgen mehr; denn jetzt muß der Brief fort! Leb wohl!

4.

Auf dem Rückwege begegnete er dem alten Jäger. Er drückte ihm eine Summe Geld in die Hand. „O Du verstehst es, Alter, zu geben. Gieb, wenn Du einen Unglücklichen weißt, und reicht es nicht, so hole mehr!"

„Gott lohns, Herr Kapitain.“

„O er hat es schon gelohnt, Alter, ich wollte ich könnte mein Herz mit der Welt theilen!“ Und so eilte er, so schnell er konnte, zu Hause, zu seinem treuen Joachim.

Er hob an, zu erzählen. Joachim schüttelte den Kopf zu der schnellen Veränderung. Aber der Kapitain ging auf lauter Morgenröthen des Entzückens, obgleich er alle zehn Minuten rief: „Ich will mich mäßigen!“ Und sein Entzücken wurde mäßiger, da Joachim ein paar Worte über die Hindernisse einschob, die Senft und seine Tochter der Verbindung machen würden.

„Es sind keine rohe Menschen, Joachim; die freilich —“

„Würden toben, schelten. Aber wie Sie erzählen, schlechte Menschen, Herr Kapitain, und je feiner die, desto schlimmer.“

„Wer weiß auch?“ Der Kapitain nach seiner Sitte nahm Senfts in seinen Schutz. Er schrieb an den Herrn von

Senft einen freundschaftlichen Brief, worin er feierlich um Amaliens Hand warb, und diesen Brief überlieferte am andern Morgen Joachim in Senfts Hände.

Er las, Eugenie saß ihm gegenüber. Das erstemal las er ihn mit sehr finstern Blicken, das zweitemal mit einem ironischen Lächeln.

„Voilà ce que j'ai prédit! voulez-vous donner de l'adresse à la plus ingénue? enfermez-la!“

Er gab mit einem siegenden Lächeln den Brief seiner Tochter. Es war ein beständiger Wetteifer zwischen Vater und Tochter, über den Sieg der Feinheit.

Eugenie las, und obgleich tausend Pfeile des Schmerzes ihre Seele durchbohrten, so durfte doch ihr Vater nicht Einen Zug dieses Schmerzes sehen.

„Comment?“ rief sie mit Augen voll Ueberraschung und mit einem Lächeln, das ihr nie so schwer geworden war: „Sous mes yeux même! en ma présence! Ah la rusée!“

Der Sieg blieb in der Schwebe.

Der Vater zog den Schlafrock eng um sich zusammen, und durchkreuzte zweimal den Saal. „Mais que faire?“

„Nous irons à Pyrmont!“

„Et demain!“

Amalie wurde gerufen.

„Eugenie! Aber —“

„O ich weiß. Er soll keinen Triumph haben! Keinen!“

Der Vater kündigte Amalien des Kapitains Werbung um ihre Hand als ein großes Glück für eine arme Waise mit vieler Güte an.

„Daß er einen Fuß verloren,“ fiel Eugenie ein — „daran mußt Du keinen Anstoß nehmen, Amalie. Er ist ein Mann von Ehre, ein wohlhabender Mann, mit dem Du nicht unglücklich seyn wirst.“

Die arme Amalie, die mit glühenden Wangen da stand, und ganz etwas Anderes erwartete, sank in dem Gefühl ihrer Beschämung über die Güte ihrer Verwandten zu den Füßen ihres Oheims.

Da wendete sich Eugenie gegen das Fenster, um eine Thräne mit dem Augenliede, nicht mit der Hand, aus dem Auge wegzuwaschen; denn ihr Vater beobachtete sie.

„Kind, in der That," rief der Oheim ernst und scharf — „es ist nicht anders! Du wirst seine Frau! Nun geh! Geh. Ich muß ihm antworten."

Die Arme ging; sie hatte doch nicht das Herz, ihrem Oheim zu sagen, wie glücklich sie war. Sie streckte auf ihrem Zimmer die Hände gen Himmel, und rief: „O meine Mutter, wenn Du doch lebtest, so hätte ich Einen, dem ich sagen könnte: „ich bin glücklich."

Senft schrieb, und Joachim trug seine Antwort heim.

Er hatte seine neue Gebieterin über den Vorsaal gehen und zurückkommen sehen. Er bückte sich beidemale sehr tief; aber die Thränen in ihren Augen, da sie zurückkam, wahrsagten ihm nichts Gutes, noch weniger die harte Freundlichkeit, womit Senft ihm die Antwort gab.

Der Kapitain erbrach den Brief mit unruhigem Herzen. Senft schrieb ihm mit freundschaftlicher Wärme, daß seine Nichte ihre Einwilligung gegeben. Indeß, da er alle Anstalten getroffen, mit Eugenien morgen seine gewöhnliche Reise nach Pyrmont anzutreten, so thäte er ihm den Vorschlag, noch heute seine Verbindung mit Amalien zu vollziehen, da eine Reise nach Pyrmont mit seiner reizenden Nichte, setzte er scherzend hinzu: doch für einen so kurzen Umgang mit dem Kapitain, leicht gefährlich seyn könnte. Er hoffte ihm einen Beweiß zu geben, welchen großen Antheil er an dieser frohen Wendung des Geschicks seiner verwaiseten Nichte nähme. Er erwarte ihn Nachmittag selbst, und Pfarrer und Altar sollte bereit seyn.

Joachim sah seinen Herrn starr an. Der Herr sagte: „wenns auf dem Meere gar zu still ist, was bedeutet das?"

„Sturm, Herr Kapitain."

„Geh, und sag: ich würde Nachmittag erscheinen."

Der Bediente ging, und brummte unterweges das Wort: Sturm! zehnmal. Aber Senft stellte den Bedienten seiner jungen, neuen Gebieterin vor, und so artig, daß Joachim auf dem Rückwege rief: „Wenn das Sturm bedeutet, so sey uns Gott gnädig!“

Eugenie überhörte sich ihre Rolle zwölfmal.

„Nein, nicht den kleinsten Triumph soll dieser Elende haben!“ rief sie mit dem Fuße stampfend. Sie legte heute zum erstenmale Roth auf, weil sie der falschen Farbe heute mehr traute, als ihrem Herzen. Sie half, um sich einzuüben, auf den Augenblick, da der Kapitain erscheinen sollte, die Braut schmücken. Nur einmal sagte sie giftig, da Amalie verschämt und erröthend nur um ein Flortuch bat, ihre unruhige Brust zu verhüllen: „Ein paar Stunden vor dem Schlafengehn ist das Heuchelei, schöne Kusine.“ Wie gern hätte sie die lange Nadel, die den Brautkranz befestigen sollte, in diese schöne Brust voll Glück gedrückt.

Sie hielt sich mit übermenschlicher Kraft. O hätte sie diese Stärke, die sie für die Eitelkeit gebrauchte, gegen die Eitelkeit gewendet, wie glücklich hätte sie seyn können.

Endlich war der Kapitain da.

Eugenie – die Heldenseele! hatte den Muth, ihm die schöne Braut zuzuführen. Das Roth der Wange blieb, aber die Zunge stockte. Senft hielt eine lange Rede; und dann führte er das Brautpaar in den Saal, sein Auge auf Eugenien gerichtet. Er begriff nicht, wie sie die blühende Farbe behalten konnte, da das verhängnißvolle doppelte Ja! ertönte.

Nun aber, um der Tochter Folter zu endigen, — denn sie liebte den Kapitain mehr, als sie je einen Mann in Scherz und Ernst geliebt hatte — wurde er so laut mit den Bestellungen zu der Reise. Er schickte die Jungfer, Eugenien hinter der Jungfer her, hinter Eugenien den Bedienten, und hinter allen schickte

er ein paar französische Flüche, bis der Kapitain nach seinem Hute griff.

„Nehmen Sie es nicht übel, lieber Neffe, La folle journée, wenn eine Hochzeit in einen Reisetag fällt. In zwei Monaten seh ich das glückliche Paar wieder und vielleicht eine neue Hoffnung des Glücks.“

Das junge Paar empfahl sich.

„O mein Heldenmädchen!“ rief Senft voll Bewunderung und Liebe, und nahm Eugenien in seine Arme. „Heldenseele! mein tapferes Mädchen! Dich, ja Dich bewundere ich! Nicht einmal die Farbe zu wechseln!

Da riß sich Eugenie aus seinen Armen, tauchte mit einer furchtbaren Heftigkeit ihren Schahl in ein Glas mit Wasser, fuhr damit über das Gesicht, und dann wendete sie das bleiche Gesicht mit den zitternden Lippen, und die erlöschenden Augen voll Thränen, und das bebende Kinn, dem Vater schweigend zu. Sie sank halb aus Schwäche, halb aus Zorn auf die Knie, einen Augenblick nur; dann sprang sie wieder auf, hob den rechten

Arm mit der geballten Hand gen Himmel und sagte mit leisem, herzzerschneidendem Tone: „Es ist noch nicht zu Ende! Zu Ende ist es noch nicht!“

„Was willst Du, geliebte Tochter!“ rief der Vater zitternd.

Sie sah ihn starr mit den erstarrten Augapfeln an, stieß leise hervor: „Rache!“ und verließ schwankend das Zimmer.

„In Pyrmont wird sich das geben! Das ist mein Trost! O gewiß! gewiß! —“

6.

Der Kapitain war indeß mit seiner Braut, die noch immer nicht das Herz hatte, ihm ins Angesicht zu sehen, die ihre Liebe und ihr Entzücken noch immer in sanfte Thränen und in eine schöne, jungfräuliche Schaamröthe verhüllte, in den

Garten gekommen. Vor dem Gartenhause stockte ihr Fuß. Er verstand ihr Zögern, und er trat mit ihr in den Gartensaal wo ihre Herzen sich gefunden hatten. Da stand noch der Sessel, in welchen er sie gesetzt hatte. Er setzte sich jetzt hinein, und zog die Geliebte auf sein Kniee. Nun endlich lehnte sie die heiße Wange an seine, und lispelte leise: „O dieser Saal wird mir ewig lieb seyn! Theurer mit seinem schlechten Geräth, als Eugeniens Putzzimmer."

Kaum hatte sie das gesagt, so schob sie der Kapitain von seinen Knieen, und er selbst sprang auf, als hätte ihn etwas beleidigt.

Sie blieb ängstlich stehen, und fragte dann furchtsam: „Habe ich etwas Unrechtes gesagt?"

„Nein! nein! Du theure Geliebte! Du kannst nichts fühlen, denken, sagen, thun, was nicht Recht wäre. Mir fiel nur etwas Seltsames ein, liebste Amalie. Es ist nichts, gar nichts." Er faßte

sie in seine Arme, und sagte: „Nenne mich von nun an William und Du.“

Da sagte sie zum erstenmal leise, „William!“ Aber da er ihr sein Haus zeigte, da rief sie, ihre Arme um ihn schlagend: „O Du! Du! Du, mein William! —“

Was ihm eingefallen war, war freilich etwas Seltsames.

Da er mit Joachim hohen Rath hielt, wie er die beiden Kinder erziehen wollte, fragte er: „Sage mir, was ist denn das Beste, das Edelste im Leben, Joachim?“

„Ich wollte wohl sagen: Gott vor Augen haben, und in der Brust ein gutes Gewissen; aber ich weiß, Sie fragen weiter, was ich damit meine. Aber glauben Sie mir, Herr Kapitain, glücklich seyn und fromm seyn, wie Sie und ich es meinen, sind nicht weit aus einander. Wann war ich am unglücklichsten? Nicht bei Padnampur, wo Hunger unsere Mahlzeit war, Sumpfwasser unser Trank und der feuchte Boden unser Lager. Das

ganze Lager sang voll Lust: Rule Brittannia! Denn wir waren voll Muth und Hoffnung. Furcht, sage ich, ist der lebendige Satan, der den Menschen mit Fäusten schlägt, Furcht vor Menschen oder vor sich selbst. Denn vor Gott fürchtet sich, denk ich, kein Mensch."

„Der Bösewicht, Joachim. Aber Du hast Recht. Warum fürchtet man Menschen?"

„Weil sie uns Böses thun können, Herr!'

„Recht! Und so laß uns die Kinder erziehen, daß ihnen die Menschen so wenig wie möglich Böses thun können. Was ist das Böseste im Leben?"

„Gold! sage ich dreist heraus. Gold! Herr, Gold! Das wollen sie Alle, für Gold verschenken die Richter Gerechtigkeit, die Minister Ehrenstellen, Orden, Pairstellen, für Gold verkaufen sie, das Gott sich erbarme, den Frieden! Für Gold verkauft die Mutter die Unschuld ihrer Tochter! Für Gold schlagen sie den Unschuldigen in Fesseln, schleppen ihn unter das

Beil des Nachrichters. Für Gold kann ich Meuchelmörder dingen, falsche Zeugen. Um Gold kriechen Männer, Herr Kapitain, die mit Ehren aufrecht stehen könnten, schweigen Männer, die reden sollten. Der Teufel war, das weiß ich, der erste Bergmann. Und wenn ichs recht bedenke, Herr Kapitain, so ists die Furcht vor dem Hunger. Furcht also! Furcht!"

„Hunger? Wie wenig Gold bedarf es, den Hunger zu stillen? Denk an das Lager bei Padnampur. Aber der Mensch will erst eine Hütte, dann ein Haus, dann einen Pallast, und einen Stall voll Pferde, und Vorzimmer voll Bediente, zwölf Schüsseln, hohes Spiel, Prunk in Kleidern, in Geräthe."

„Ja warum denn?"

„Weil sein Nachbar es hat, weil er meint, das alles macht ihn bedeutend, weil er von Kindheit an daran gewöhnt ist."

Da sprang Joachim hoch auf, und rief: „So lassen Sie uns die Kinder an Armuth gewöhnen, Herr Kapitain!"

„An Armuth? Armuth macht furchtsam, macht zu Schmeichlern. Laß uns die Kinder gewöhnen, sich reich zu glauben, wenn sie haben, was sie bedürfen, gewöhnen, den Ueberfluß nicht zu achten. So sind sie unabhängig, und von Menschenfurcht frei. Was darf der fürchten, der die Armuth nicht für eine Schande hält? Was der, dessen Hunger Brodt stillt, dessen Durst Wasser? Der, wie im Orient der reichste Sultan, auf einer Matte zu schlafen versteht?“

„Ho! und von Gott träumt?“

Der Kapitain war in Begeisterung gerathen. Er hielt eine lange Rede, die Joachim mit Ehrfurcht anhörte; wie viel tugendhafter, und wie viel glücklicher der Mensch seyn könnte, wenn er entbehren gelernt hätte, und da er endlich mit Thränen in den Augen schloß, und Joachim Amen! gerufen hatte: so ging der Kapitain zu dem Lager, auf dem die Kinder schliefen. Jeder nahm eins an eine Brust voll Liebe, Menschlichkeit und Tugend, und sie weihten die beiden kleinen

Geschöpfe zu dem höhern Ehrgeize der Unabhängigkeit von den menschlichen Thorheiten ein. Es war ein heiliger Abend für Beide.

Der Abend fiel in die ersten Tage ihres Hierseyns, wo der vorige Pächter ihnen seine Möblen noch geliehen, und wo der Kapitain glaubte, ein Fuß von Kork sey ein Scheidebrief auf immer von dem weiblichen Geschlechte. „Wem habe ich denn,“ rief der Kapitain, sich auf seinen falschen Fuß stützend, um seiner Rede Nachdruck zu geben — „wem habe ich Rechenschaft zu geben? Keinem Menschen auf der weiten Erde. Ich kann, wie Diogenes, eine Tonne zu meinem Hause machen, so bald ich will.“

Er hielt Wort. Sein Haus lag auf dem schönsten Hügel mitten in einem Gemisch von einem kleinen Eichenwäldchen, reichen, schön bewässerten Wiesen, Kornfeldern und Gärten. Das Haus hatte eine italiänische Vorhalle, aus der man auf eine Terrasse trat, die über die Wiesen und den Garten weg in die reichste Ge-

Gegend hin die Aussicht hatte. Das Haus war bequem, fest, aber klein.

Der Kapitain ließ es nun nach seinem Plane möbliren. Alles, was Prunk hieß, war entfernt. Ein Tisch und Stühle von Tannenholz, weiß angestrichen, ohne Polster, einfach, machten das Geräth. Die Fenster hatten Vorhänge ohne allen Putz, nur die Sonne abzuhalten, Reinlichkeit war die einzige Eigenschaft, die alles bezeichnete. Sogar eine Kupferstichsammlung wurde in Mappen gepackt, ein Dutzend schöner Gemälde aus der italiänischen Schule standen über einander gelehnt. Ein einfaches Bücherbret enthielt einige hundert Bücher, die Dichter der lebenden Sprachen, Historiker, Reisebeschreibungen, Naturgeschichte und Naturkunde. Ein schönes Reißzeug, ein paar gute Ferngläser und Mikroskope, ein Sprachrohr, ein Zeithalter, ein Quadrant, Bussole, ohne welche ein Seemann nicht seyn kann, füllte ein oberes Zimmer. Ein englisches Fortepiano, von sehr schönem Ton, war das einzige Prachtstück im Hause. Mu-

ſie war dem Kapitain die Flügel, die dem Menschen zum Engel fehlen, obgleich Joachim, den sein Herr für einen der besten Menschen und in einer Reichsversammlung allen Fürsten der Erde erklärt hätte, es indeß in der Musik zu nichts Höherem gebracht hatte, als: er konnte den Regimentsmarsch recht hübsch pfeifen. Das stieß zwar ein wenig hart an das System von den Engelflügeln des Kapitains, der wie alle Menschen aus seinen Glaubensartikeln ein System machte. Der Bediente besorgte nach Soldatensitte die Küche seines Herrn, und sehr gut, und war übrigens des Landbaues Aufseher, Schatzmeister, Geheimerath, wie das eine treue Seele im Felde immer wird. Die beiden Kinder waren im Zimmer bei schlechtem Wetter, bei gutem unter der Halle oder auf der Terrasse, die mit Sand befahren war. Unter der Aufsicht Joachims oder des Kapitains selbst, oder eines jungen, verwaiseten Mädchens von vierzehn Jahren, thaten die beiden Kinder, was sie wollten. Ein kleiner Pudel,

ein Lamm, eine junge Ziege wurde ihnen zugesellt, und ohne daß Jemand sich hineinmischte, entstand eine Art von Freundschaft zwischen der Jugend, und obgleich beide Kinder ihre Oberherrschaft über ihre Freunde fühlten, und sie auch wohl zuweilen mißbrauchten, so ging die Freundschaft und Gleichhei. doch nicht verloren.

So war Haus, Haushaltung und Familie des Kapitains beschaffen, da er mit seiner jungen Frau in den Gartensaal in Senfts Garten trat.

Seine Verheirathung war so geschwind gekommen, daß kein anderer Gedanke als an die Heitath zwischen Anfang und Ende Raum hatte.

Die Worte, die Amalie im Gartensaal sagte: dieser Saal mit seinem schlechten Geräth — In keinem Zimmer des Kapitains stand so gutes.

Auf einmal fiel ihm seine Wirthschaft ein, die für keine Frau, am wenigsten für eine, die an die ganze Pracht des Senftschen Hauses gewöhnt war, eingerichtet war.

Die ersten Schritte also aus dem Gartensaale nach Welfenstein zu, ging er ein wenig besorgt.

Da aber Amalie von Zeit zu Zeit William sagte, um die süße Melodie dieses Namens recht oft zu hören, und jedesmal dabei ihr Auge, ihr schönes, selig glänzendes Auge höher zu ihm aufschlug, da sie weiter, erst leise, den Arm, den sie umfaßt hatte, an sich drückte; an die wallende Brust, dann merklicher, und dann, von ihrer eigenen Liebe überrascht, herzlich, innig, mit den Worten: „Du! Du! mein William!" und nun gar in dem Versteck eines Gebüsches, sie beide Arme ausbreitete, und ihn schluchzend umfing mit beiden Armen, und ihren Mund an seinen drückte, was sie noch nie gethan: so hätte er unter dem geistigen Sternenhimmel der Liebe, unter dem er stand, wohl mehr vergessen als einige Fetzen und Lumpen, und bunte Beizen, und falsche Bronzen, die seinem Hause fehlten.

„Da," rief er — „o meine Amalie, das ist mein Haus! Das ist es, das Du zu einem Göttertempel machen sollst, wo in dem heiligen Dunkel der Tugend das hellste Stück einer Menschenfamilie wohnen soll."

Jetzt schlugen sie die Hände in einander, und nun traten sie in das Wäldchen der jungen Eichen, durch welche die niedersinkende Sonne ihr glänzendes Gold goß, und da sie immer entzückter unter dem Baldachin von goldenen Blättern bis an die Pforten des Wäldchens getreten, und vor Amalien die Wiesen, mit den rieselnden Bächen, und die hohen Waizenfelder, welche die ferne Aussicht verhüllten, lagen, und er sich links wendete, wo sie zum zweitenmale ihr Haus erblickte, was hier mit seiner Seitenhalle einem Tempel ähnlich war, und Amalie nun bald auf sein liebevolles Angesicht rechts, bald links auf die emporsteigende Ferne blickend, den Schlangenpfad des Hügels hinaufging, und nun oben am Abhange der Terrasse auf einmal den Spiegel des Sees

und

und die weite Gegend sah, die sinkende Sonne, die durch das Wäldchen schimmerte; da rief sie: „O in welch ein Elysium führest Du mich, Du, mein William!“

„Worin selige Menschen wohnen werden, Amalie, meine theure Hausfrau. Sieh, diesen Prunksaal kann Dir kein Fürst bieten, wo die Natur eine Wiese zum Teppich, Wälder zu Tapeten, und die Abendröthe zu Vorhängen Dir macht.“

Er dachte jetzt wieder an seine Zimmer; aber er fragte nach nichts mehr.

Er führte sie über seine Schwelle, als ginge ihr Weg in einen Thronsaal, so stolz war er. Er öffnete die Thüre des Wohnzimmers, und rief: „Hier sey Gebieterin des Hauses, und meine.“

Sogar der Hoffourier hätte das armselige Geräth des Zimmers nicht bemerkt; denn die hohen Fenster standen alle offen, und die blauen Gebürge, über ihnen die untergehende Sonne, standen dahinter.

Joachim näherte sich der Schwelle. „Tritt herein, Joachim! Begrüße die Königin dieses Hauses.“

Joachim küßte den Zipfel ihres Schahls.

„Es ist mein getreuer Joachim, Amalie, der seit zehn Jahren in Freud und Leid nicht von meiner Seite gewichen.“

Joachim kniete nach englischer Weise vor seiner Gebieterin.

„Wo sind die Kinder? Bringe sie! Ich muß Dir meine Familie zeigen, Amalie!“

Joachim zerarbeitete sich, die Thiere abzuhalten; aber die Thiere, die sich zu der Familie rechneten, waren eher im Zimmer, als die beiden Kinder.

Diese Szene lief aber nicht sehr theatralisch ab; denn die Kinder standen blöde und albern einen Augenblick da, und verließen sammt ihren Freunden das Zimmer.

„Befehlen Euer Gnaden nicht ins grüne Kabinet zu treten?“ fragte Joachim mit einem Wink auf seinen Herrn.

Sie gingen ins Kabinet. Hier fand zu seinem großen, aber doch angenehmen Erstaunen, der Kapitain einen Sofa, gepolsterte Stühle, einen hübschen Theetisch, Vorhänge von Musselin, an der Wand ein paar der schönsten Gemälde und das Fortepiano.

Dem treuen Bedienten war doch bange geworden. Er hatte aus dem Herrenhause die Möblen geborgt. „Für Männer ist das wohl; aber nicht für eine junge Frau!" sagte er und ordnete an. Unter der Vorhalle hatte er gedeckt, dem Abendroth gegenüber. Er nahm ab, bückte sich tief und ließ das junge Paar allein.

Welch ein Morgen, da die junge Frau, in ein leichtes Morgenkleid gehüllt, an seiner Hand daher trat, die schöne Gegend mit ihm zu besehen. Amalie hatte Sinn für Naturschönheit; aber wie fühlte sie sich erhoben, freudig erhoben, da er ihr nicht die Natur zeigte, sondern auf der Natur den Abglanz der ewigen Liebe; da er, wie die Sonne, aus der stehenden Nebelbank im Thal einen glänzenden Re-

genbogen machte, aus den dunkeln Höhen einen glänzenden Mond; da er, wie eine bessere Sonne, welche nur den Blumen die Farben des Lebens giebt, die ganze Gegend mit Leben, mit Athem, mit Geistern füllte. Amalie war es werth, an der Seite des edlen Mannes zu gehen. Denn sie fühlte, daß jetzt in ihren Augen schönere Thränen standen, die Freudenthränen einer innern Erhebung. Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Lippen, nicht aus der Koketterie einer jungen Frau, sondern aus liebender Ehrfurcht.

In diesem Momente war ihr Verhältniß zu ihm für immer bestimmt. Sie war seine Schülerin, seine geliebte Tochter.

Wie ein unschuldiges Kind fragte sie jetzt, und schaute vertrauensvoll in seine Augen, nach Gott, nach dem künftigen Leben, und glaubte seinem Wort wie eines heiligen Propheten, weil ihr Inneres den Glauben daran festhielt. Und das bestätigte er ihr; denn er sagte: „Es ruhen ja Wunder, geheime Stimmen, eine

ganze Geisterwelt in unserer Seele, die wie Träume uns erquicken, die aber die Zunge nicht nennen, nicht beschreiben kann. Du kannst ja nicht einmal einen Sonnenaufgang beschreiben, wie willst Du beschreiben, wenn die Sonne des ewigen Lebens in Deiner Seele aufgeht! Glaube mir, Geliebte, Tausende reden über Gott recht gelehrt, recht geschickt. Aber es sind nur Worte, erlernte Worte, wie die Harmonie der Flötenuhr, von der sie selbst nichts fühlt. Gott hat den Glauben an sich in unsere Seele gelegt, und an den Sternenhimmel aufgehängt. Worte sinds nicht."

Sie verstand ihn, denn sie fühlte wie er.

Welch ein Tag, da sie nun, neben ihm ruhend unter einem wilden Rosenstrauche im Walde, ihm ihr ganzes Leben, von dem er noch nichts wußte, zerlegte, in ihrer Kindheit unschuldige Spiele, in die heitre fromme Jugend, in der sie nichts liebte, als ihre Mutter, ein paar Gespielinnen, und alle lebende

Wesen, und dazu gehörte die ganze Natur; da sie, ihn hell ansehend mit den Taubenaugen, ihm nun alle ihre Träume erzählte, jede geheime Sehnsucht des ahnenden Herzens, jeden verschwiegenen Wunsch ihres Lebens und bei keinem Tage ihre Stimme stockte, oder ihr Auge sich bedeckte; dann den Tod der geliebttn Mutter mahlte, und dann das harte Leben bei ihrem Oheim halb erzählte: da fühlte er mit dem schönsten aller männlichen Triumphe: es war ihre erste, ihre einzige Liebe.

Dann aber bettete er ihr Haupt weich auf seine Brust und gab ihr geräuschvolle Gemälde seines thatenreichen Lebens voll Arbeit, voll Noth, voll Sieg. Wie oft er am Rande des Grabes gestanden, wie er gekämpft mit dem stürmenden Meere und Menschen, die eben so wild und verderblich waren wie das Meer. Er verschwieg ihr nicht, daß er in Indien sich in eine junge indische Wittwe verliebt hatte, die eben den Scheiterhaufen bestiegen, um sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu

verbrennen. Er mahlte ihr das Schauspiel, und Amalie sagte: „O wer hätte die Unglückliche nicht lieben müssen!"

Er verschwieg ihr nicht, daß er sich in Venedig in die Tochter eines verarmten Nobili verliebt hatte, die mit bedecktem Angesicht auf dem Markusplatze kniend Almosen gesucht. Er gestand Amalien, daß er in Spanien und Italien, in Frankreich und Irrland nie eine Nonne habe einkleiden sehen, ohne sie von ganzem Herzen zu lieben.

Amalie hörte das lächelnd an; aber sie fühlte dennoch, sie war seine erste Liebe, da er ihr sagte, wie ihre Trauerkleidung, und die gebeugte Stellung, worin er sie zuerst gesehen, sein Herz in Bewegung gebracht hatte.

Dann aber sagte sie seufzend: „Wie klein ist mein Leben gegen Deines, William!" Sie saß eine Minute nachsinnend, dann fuhr sie fort: „Eugenie hat doch wohl Recht. Sie wünschte so oft ein Mann zu seyn. Ich habe ja nur Deinem Leben voll Thaten Träume, nicht einmal

Liebe, sondern nur den Wunsch lieben zu können, entgegen zu stellen. Ich dachte sonst anders als in dieser Minute."

Er lächelte. „Sieh, den Eichbaum, Malchen. Ist er nicht groß, nicht stark? Sieh, er kämpft mit dem Sturme, Er beugt sich nicht. Sieh dort das fruchtbare Roggenfeld, es beugt sich vor dem Sturme geduldig, so oft er daher fährt, besiegt ihn mit Geduld, und ernährt die Welt. O Amalie, der Name Mutter ist edler, als Vater, und die Träume und Wünsche eines reinen Herzens edler als zweideutige Thaten, die der barmherzige Himmel eher verzeiht als belohnt."

So hatte sie selbst gedacht, bis Eugenie — sagte sie, und gerieth in ein tiefes, melancholisches Nachsinnen.

„Was ist Dir, Amalie?"

„Ach, diese Eugenie, und Du — und — ich" antwortete sie abgebrochen. „Sie hat mir nicht wohl gethan; aber doch liebte ich sie; aber seit gestern fürchte ich sie."

Sie brach ab; aber der Kapitain wollte selbst gern wissen, wie Eugenie — Er fragte, und Amalie sagte bestürzt, daß man bei ihrem Oheim fest auf eine Verbindung Eugeniens mit ihm gerechnet hatte. „Und nun diese Güte gegen mich! so auf einmal, William! Sie half mich mit vieler Güte anziehen; aber eben wenn sie lächelte, wenn sie mir die Wangen streichelte, schien mirs, als veränderten sich alle ihre Züge auf einmal, als stünde ein grinsend drohendes Gespenst vor mir. Aber doch veränderte sich wieder in dem Gesichte nichts, nicht die Farbe, nicht das Lächeln, nur das Auge. Sie floh zuweilen rasch aus dem Zimmer, und kam dann freundlicher wieder."

„Wie ich Abschied von ihr nahm, lächelte sie mich noch einmal an, aber dieses Lächeln vergesse ich nicht. Ein Todesschauer lief durch meine Seele."

„Hm! ja! hm! o nein!' sagte William verwirrt. „Doch, Malchen, wenn sie zurückkommen, so halte Dich fern von ihr, sage ihr nichts, nichts von Deinem

Innern. Man muß sein Vertrauen einem Menschen nicht schenken, vor dessen Lächeln man einmal hat zittern müssen. Hörst Du, versprich mirs.“

Amalie versprachs, und sie wurden Beide ruhig.

Mit mehr Scheu und Vorsicht entdeckte ihr der Kapitain die Grundsätze seines pädagogischen Instituts und seines ganzen Lebens. Er erhob in einem poetischen Eingange die Mäßigung des Menschen als die erste Tugend. Er nahm sogar, nicht ganz ehrlich, zu dem Satze der Griechen die Zuflucht, daß das Geschick leicht dem Glücklichen zürne, dem Uebermüthigen gewiß; „und Glück, Malchen, glaube mir, ist die Schwelle des Uebermuths.“

Malchen, wir wollen es nur gestehen, gab sich alle Mühe zuzuhören, aber sie verlor sich so in seinen prächtigen Bildern und Gleichnissen, hatte mit so viel Lust in seine schwarzen, blitzenden Augen zu schauen, auf seine edle, rhetorische Stellung, auf das Lächeln seines schönen Mundes, daß sie den Zusammenhang ver-

lor, und nur sah und nicht mehr zuhörte. Es war im Grunde Eins. Eine Frau wird mehr durch ein glänzendes Auge, durch eine starke Stimme, durch die Verklärung auf einem männlichen Angesicht, durch die edle Stellung eines Mannes, den sie liebt, überredet, als durch Ideen. Liebt sie ihn nicht, so überredet sie nichts.

„O das ist ja alles vortrefflich, liebster William!“ sagte sie, das Auge doch ein klein wenig senkend — „Und mache Du das alles, wie Du willst. Die beiden Kinder sind ja Engel, und Du sollst sehen, liebster William, wie ich den Engel von Mädchen herausputzen will.“

„O Malchen!“ rief er lachend, sie an seinen Mund ziehend — „welch eine Frau werde ich an Dir haben.“

„Ja,“ sagte sie — „und dazu soll mir Gott und alle seine Engel helfen, die beste Frau von der Welt!“

Amalie hielt Wort, und das kann nur selten eine Frau sagen, bei deren Eintritt ins Haus das Lieblingssystem des Mannes zu Trümmern geht, ohne daß die

Frau einmal anhören will, wie viel zu Trümmern geht.

Aber das ganze lykurgische System ging zu Grunde. Das grüne Kabinet bekam eigene recht elegante Möbeln. Ein Glück war es, daß Malchen nur es so haben wollte, wie sie es bei ihrer Mutter gehabt hatte, und nicht wie Eugenie. Die kleine Marie wurde herausgeputzt, Vetter Reinhold wurde neidisch, und das war noch schlimmer als ein wenig eitel. Die liebende Mutter nahm ihn also in die Pflege.

Darüber kam es zu Erörterungen, und Amalie begriff endlich, was William und Joachim wollten.

Die Kleine stritt gar sehr für ihr Element, den Putz, aber mit so viel Güte, Nachgiebigkeit und Liebe, daß es eine Schande gewesen wäre, ihr nicht etwas nachzugeben.

William, der sich auf die Natur und auf die Naturkinder, die Wilden berief, erröthete, da ihm die kleine Frau den Arm um den Hals warf, und ihn bat — o wie

freundlich! — er möchte ihr in allen Kupfern seiner Reisebeschreibungen, nur Einen Natursohn zeigen, der nicht mit Schminke, Federn, bunten Farben, Stickereien und sogar mit Arabesken in die Haut geschnitten, gepützter wäre als die größte Närrin in der Residenz, oder der kleinsten Landstadt.

„Der Teufel!“ sagte Joachim, der einen ganzen Tag alle Bücher durchbildert hatte; „Herr Kapitain, die gnädige Frau hat Recht. Es muß doch in einem Winkel unsers Herzens stecken!“

„Ja, das ists eben, Joachim, und eben diesen Kehr- und Schmuzwinkel in der Kinder Herzen wollte ich rein fegen.“

Die geliebte Frau hätte mehr thun können, als sie that, als sie zu thun Lust hatte. Sie wollte ja nur, wie jede Frau, die Uebertreibung des Systems abwehren. Ein Mann übertreibt alle Systeme, eine Frau ihre Empfindungen. Der Mann möchte gern über das Grab hinaus bauen, eine Frau baut, putzt, arbeitet, denkt nur für Einen Tag. Der Mann ist der

Stundenzeiger auf der Uhr des häuslichen Lebens, die Frau der Sekundenzeiger, und wie viel tausend schöne Sekunden verdanken wir Euch, die ihr jeden Tag des Lebens mit einem neuen Kranze der Liebe, des Trostes, des Lachens, zu einem ganzen frohen Leben macht.

Und das verstand Malchen, mit ihrer sorglosen Heiterkeit, die durch die Liebe ihres Mannes bis zu dem gutmüthigen Muthwillen emporstieg. Sie hatte kein System, wonach sie ihr Haus beglückte; aber ihre reine Liebe war der Zauberstab, womit bald so bald so das Glück des Lebens aus jeder Sekunde hervorschlug.

Der Kapitain vergaß sein System, und Amalie, eine geborne Magisterin der Pädagogik, erzog mit unendlicher Liebe die Kinder, unterrichtete mit Freudenthränen, befahl mit ihrer unwiderstehlichen sanften Stimme, unterrichtete mit ihren Gesängen, und mit den Erzählungen der Dorfgeschichten, und goß ihren schönen Geist in den Busen der Kinder. Ihre Liebe stieg noch höher, und Wil-

liams Glück, da sie selbst sich Mutter fühlte.

„Es ist so besser, Herr Kapitain," sagte Joachim — „die Kinder sollten sich in Ihr System schicken, was, das weiß Gott, gut war. Aber die gnädige Frau schickt sich in die Kinder. Ich frage was ist besser? Ich glaube, eine Mutter hat den Doktorhut der Erziehung von Gott."

William lächelte zufrieden.

Aber doch war es recht gut, daß Herr von Ahlenbach von dem Zufall nach Welfenstein gebracht wurde.

6.

Der Kapitain war mit Malchen auf die Höhe gegangen, welche die ganze Gegend beherrschte. Auf der Spitze saß ein Mann und zeichnete. Er mochte eben fertig seyn, da Beide sich näherten, denn

er legte sein Buch zusammen. Er stand auf, zog einen grünen Hut, und ging vorüber.

Der Kapitain stutzte, da er das Gesicht des Fremden sah, und da sie zwanzig Schritte aus einander waren, sahen Beide zurück.

„Herr Ahlenbach, wenn ich nicht irre!“ rief der Kapitain.

„Kapitain Welfenstein!“ war die Antwort. „Das drittemal, daß unsere Bahnen sich schneiden!“ sagte Ahlenbach herantretend.

Schon zweimal hätten sich ihre Bahnen gekreuzt. Einmal trafen sie sich an einem Volksfeste in dem Amphitheater zu Verona.

Ahlenbach erkannte die Uniform, und redete den Landsmann englisch an. Der Kapitain erhob den Anblick des Volks auf den Stufen als das schönste Schauspiel.

„Für einen Engländer giebts in Verona noch einen schönern Anblick: Juliens Grabmal.“

„Ich bin ein Deutscher.“

„Auch für den. Denn der Deutsche nur weiß was Liebe ist. Hier haben sie aus der Liebe einen Kronleuchter zu einem stundenlangen Feste gemacht. Wir Deutschen verstehen es besser. Uns ist sie das ewige heilige Licht, das vor einem Altare brennt, oder in einem Grabmale. Ihre Strahlen leuchten in die Ewigkeit hinaus. Hier haben sie der Liebe das bunte Kleid eines Arlekins gegeben; wir setzen eine Dornenkrone auf ihr Haupt, und geben ihr ein Schwerdt wie einer Mater Dolorosa in die Brust umhängen sie mit Engelsköpfen, die wie die gemahlten Götter der Winde nur Seufzer herverstoßen. Sie trägt die Attribute der Muse der Tragödie. Hier und in Frankreich ist sie die komische Muse, mit der lügenden Maske in der Hand, weil es der Mühe nicht werth ist, die Maske vorzuthun. Der Himmel entscheide, wer klüger ist, wir oder die da.“

Es war dem Kapitain aus dem Herzen gesprochen; denn die Liebe war ihm

[library stamp]

das Heiligste im Leben; und er hatte noch zwei eigene Füße; aber das Gesicht des Landsmanns wechselte so zwischen Ironie und Empfindung, daß der Kapitain nicht wußte, ob sein Landsmann spottete oder im Ernst sprach.

Da aber in einem fremden Lande ein Landsmann ein schöner Traum aus der Vergangenheit ist: so blieben Beide zusammen.

Der Kapitain aber, der schlechterdings nicht zu scherzen verstand, konnte sich in den Ton seines Landsmanns nicht finden. Er suchte nie hinter einem Lächeln, noch weniger hinter der lauten Lache, den verhüllten Schmerz, oder eine erhabene Empfindung. Ahlenbach aber, der den Menschen an einem heißen Herzen voll Liebe trug, so gut wie der Kapitain, der wie der Kapitain den armen Menschen alles vergab, versteckte den Mißton, der zwischen seinen Wünschen und Empfindungen und zwischen den Menschen war, aus Gutmüthigkeit in Scherz.

Hörte er von einem Verbrechen: so sagte er, innerlich mit Feuer und Schwerdt gegen den Verbrecher ziehend: „Der Mensch ist gut genug; denn zeigt mir einen, der seine verderbenden Leidenschaften nicht schweigen hieße, wenn sie ihm wie dem Cäsar rathen, über den Rubikon zu schreiten. Ich wollte, der Mensch hörte seiner Leidenschaften Wünsche und Reden ganz ruhig aus: er würde erstarren vor Schrecken, wenn er wüßte, was sie wollten. Hätte er den Zorn ganz ausgehört, so wüßte er, der Zorn will Blut und Leichen, der Geiz alles Gold der Erde; der Neid will daß keine Brust fröhlich athme, als seine; die Herrschsucht will Schlachtfelder, brennende Städte, eine verödete Welt, der Hochmuth nichts als gebeugte Sklaven und an den Boden fest geschlossene Kniee."

„Der Mensch ist gut genug!" rief er, wenn der Kapitain, übermannt von schnellem Zorn, die Rache des Himmels über den Verbrecher herab betete.

Ahlenbach fand sich viel leichter in den Kapitain. Seine Seele war ein aufgedeckter Frühlingshimmel, an dem kein Wölkchen schwamm, als höchstens Blumendüfte. Ahlenbach liebte ihn, da er ihn kennen gelernt hatte. Aber er hatte doch für Ahlenbach noch zu viel Bürgerliches. Er konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er den Orden trug, und die Uniform, daß er sich an jedem kleinen Hofe in Italien präsentiren ließ. Der Kapitain achtete seinen Stand, seinen Rang; Ahlenbach achtete kaum die Größe eines Kopfes, wenn das Herz nicht eben so groß war.

In Vizenza besuchte der Kapitain den Grafen Tiene, Ahlenbach nur sein Haus, weil Palladio es gebauet hatte.

Bis Venedig hielten sie es mit einander aus. Ahlenbach blieb halbe Nächte auf dem Markusplatze, oder auf jeder Brücke, wo ein paar Guitarren ertönten, lief jedem Mädchen in die Messe nach, und wieder zurück, weil in Vene-

dig die schönsten Mädchen Italiens seyn sollen.

Das legte ihm der Kapitain, der alle Mädchen liebte, aber nicht den Muth hatte, eines starr anzusehen, übel aus.

Sie gingen aus einander, da der Kapitain mit einer Art von Ehrfurcht den Namen der ältesten Familien in Venedig nannte.

„Alles Plunder, Herr Kapitain!“ rief Ahlenbach. „Ich rede nicht von den Vorfahren, sondern von den Urenkeln! Plunder! Schade, daß sie so edle Namen führen.“

Da brach das Band zwischen Beiden ab. Ahlenbach war ruhiger dabei, da er allein auf seiner Gondel sich ans feste Land setzen ließ, als der Kapitain, der mit der Hand auf einem unruhigen Herzen sich den lustigen Landsmann zurück wünschte, um ihm nur erst zu sagen, daß er ihn geliebt hätte.

Das zweitemal trafen sie sich in Susa am Fuße des Montcenis. Es war,

als wären es zwei Liebende, die sich wiedersehen, so groß war die Freude.

Nahe vor Chambery treffen Beide mitten in einem Dorfe einen Pranger mit einem schweren Halseisen. Sie hatten vorher von Rousseau geredet, von der Freiheit des Menschengeschlechts. Das Halseisen that auf Beide eine gleiche Wirkung. Ahlenbach machte seinem Unmuthe durch die komischsten Vergleiche, durch ironische Erhebung der Ungerechtigkeit Luft. Der Kapitain, der alles für Ernst nahm, wurde verdrießlicher als je. Sie gingen schon unmuthig nach dem Hause der Madame de Warens, nach Rousseaus Garten. Der Kapitain war zum erstenmale in seinem Leben zänkisch. Sie stritten über Rousseaus und seiner Geliebten Charakter, und da Ahlenbach weiter gehen wollte, entschloß sich der Kapitain noch einen Tag länger zu bleiben, und mit so viel Kälte, daß Ahlenbach allein abreiste.

Der Kapitain bat den folgenden Tag hundertmal dem Landsmanne, Rous-

seau und der Frau von Warens das Unrecht ab, daß er ihnen gethan hatte; aber Ahlenbach war fort.

Nach sechs Jahren trafen sie sich zum drittenmale in Welfenstein.

„Das drittemal, daß wir uns begegnen, Herr Kapitain," sagte Ahlenbach ihm die Hand bietend. Der Kapitain faßte mit Begierde die Hand in seine Beiden und drückte sie auf sein Herz.

„Sieh, liebes Malchen," sagte er, — „dem Manne habe ich viel abzubitten, sehr viel! Ich habe es schon in Chambery gethan, Herr Ahlenbach!"

Ahlenbach lächelte; aber es war nicht das alte ironische Lächeln, sondern das sanfte Lächeln eines stillen verhüllten Herzens. Die Worte, die er sagte, waren so sanft, seine Stimme noch sanfter.

„Ich wollte wetten," sagte leise der Kapitain mit einem zärtlichen Blicke — „Sie sind seitdem sehr glücklich oder unglücklich gewesen."

Kaum hatte er es gesagt, so erschrak er; denn nie hatte er ein Gesicht gesehen, mit einem solchen Wechsel von Schmerz und Verzweiflung, die sich aber sogleich wieder in die Miene eines sanften Grams auflösten. Nur das Auge blieb wie Eis kalt und gefroren stehen.

Der Kapitain, ergriffen von dem Anblicke, gab seiner Frau einen Wink zu gehen. Er nahm Ahlenbachs Hand, und führte ihn vor die Aussicht auf der Höhe.

„Hier vor dieser schönen Aussicht der Erde, lieber Freund, und vor einer noch schönern, — er zeigte gen Himmel — an der wir Beide nicht zweifeln, frage ich Sie: was ist Ihnen? Kann die Freundschaft etwas für Sie thun?"

Ahlenbach sah ihn starr an. Nur eine bittere Thräne sammelte sich langsam im Auge; dann legte er die Hand fest auf das Herz.

Der Kapitain fragte noch einmal.

„O glaube nicht," hob Ahlenbach an, das Sie mit Du vertauschend: „daß

ich unglücklich bin. Ich wünsche keine Freude mehr, und zittere vor keinem Unglück. Ich lebe ruhiger als vielleicht kein Mann mehr; denn meine Hoffnungen liegen alle jenseits des Lebens.' Aber die Stimme, womit er das sagte, war kalt wie Eis.

„O nicht doch, guter Ahlenbach, Du lieber Unglücklicher!" sagte der Kapitain und nannte ihn, ohne etwas dabei zu denken, Du, obgleich er es nicht liebte. „O nicht doch; obgleich aller Menschen Hoffnungen wohl jenseits des Lebens liegen, liegen sollten. O was wäre Dir denn begegnet, was nicht des Freundes Händedruck ersetzen könnte? Wie wir, o erinnere Dich, wie wir lachend den Cenis auf dem Schlitten hinab fuhren, da sagtest Du ja: so lachend wolltest Du in den Abgrund des Elends fahren, wenn es seyn müßte."

„Ich Prahler! ich wußte nicht, was Unglück war. Armuth hielt ich für Unglück, Gefängniß, den Stolz vornehmer und reicher Thoren. O damit hätte es die-

se Brust aufnehmen können. Aber — o ich bitte Dich schweig!"

„Ich sprach dann viel dagegen, Ahlenbach. Da sagtest Du: der flüchtige Traum des Unglücks sey viel zu klein, einen Unsterblichen trostlos zu machen. Sieh, Ahlenbach, diese Deine Worte waren ein erquickender Engel, da ich nachher auf dem kalten Schlachtfelde hülflos lag, rings um mich die Flüche, die Gebete, das Röcheln der Sterbenden hörte. Der Name Ahlenbach war mein letzter Seufzer, da mir die Sinne vergingen."

„Ich lag hülfloser," sagte Ahlenbach eintönig.

„So hast Du —" hob der Kapitain an; aber er konnte nicht vollenden. Er dachte an Amalien. Er trocknete die hervorbrechende Thräne. O sage mirs, wenn ichs errathen habe."

Ahlenbach setzte sich zu dem Kapitain an den Boden, pflückte einen Grashalm, legte ihn kreuzweis auf einen andern, betrachtete sie kalt, warf sie weg,

um Andere zu zerpflücken, und erzählte dabei eintönig seine Jammergeschichte.

Da er sich in Chambery von dem Kapitain getrennt hatte, zog ihn die Flamme in seinen Busen nach Paris, wo der erste sanfte Name, der damals noch unblutigen Freiheit jede Brust in Frankreich und in ganz Europa freudig erhob. Dort blieb er, und in seinem Herzen erhob sich statt der spottenden Fröhlichkeit eine stille Ruhe. Er versöhnte sich mit dem Menschengeschlechte, weil es doch aus dumpfen Träumen erwachen konnte. Aber da der Engel der Freiheit das Gewand in dem Blute einer ganzen Generazion geröthet, um sich warf, und mit der Furienfackel nur das Blutgerüst, das mehr Menschen mordete als die Zeit, erleuchtete, da floh er mit verhülltem Haupte den blutigen Boden.

Nicht weit von Paris begegnete er tief in den Abend einem Alten mit einem Mädchen.

Er ging vorüber und ihm folgten zwei flehende Seufzer.

Er kehrte zurück. „Kann ich helfen?" fragte er — „so redet. Ich bin ein redlicher Mensch!"

„Ach, mein Herr," sagte der Alte in der Sprache des Volks — „wohin führt dieser Weg?"

Das Mädchen hatte ihres Vaters Hand gefaßt. Ahlenbach hörte das Stoßen ihrer Zähne, so zitterte sie.

„Er führt nach Chalons zu. Ich bin ein Deutscher; Ihr könnt mir trauen."

„Ein Deutscher!" rief das Mädchen zu seinen Füßen sinkend. „O retten Sie meinen ehrwürdigen Vater!"

Vater und Tochter waren aus der Mordhöle der Hauptstadt geflohen. Sie suchten nach den Sternen die Gränze. Am Tage lagen sie im hohen Korne, in der Nacht gingen sie weiter. Körner, die sie aus den Aehren rieben, waren ihre ärmliche Nahrung.

„Es ist eine unglückliche Zeit!" sagte das Mädchen, ohne zu weinen.

In ihrer glücklichen Kindheit hatte ihr Auge mehr Thränen vergossen, als jetzt.

Das lange, allgemeine Unglück hatte das weiche Herz zerrissen, aber zu einer größern Stärke empor gehoben. Nur das häusliche Unglück will Thränen, das allgemeine Muth und Ergebung.

Sie hatte den Vater, der unter dem furchtbaren Elende verstummt, und gegen die Zukunft zu Stein geworden war, zur Flucht beredet. Sie hatte seine Schritte bis hierher geleitet, obwohl er oft mit gefühllosem Sehnen nach dem Blutgerüst zurückschaute.

„Verrathe uns!" rief der Alte auf einmal kalt. „Tod ist besser als Leben!" Aber Ahlenbach schlang die Arme um den Alten, und seine warmen Thränen, die an den kalten Wangen des Greises herabfielen, gaben seinem Herzen eine Wärme wieder. Er faßte seine Hand und sagte: „Sey ein Mensch!"

Ahlenbach schwor den beiden Verlassenen ewige Treue, und that es mit einer solchen Begeisterung, mit so viel Muth, daß der Vater Hoffnung faßte, und daß Ze-

Ilens Auge wieder die ersten Thränen vergoß, ach, über den Verlust des stillen weiblichen Lebens, sobald sie Jemanden hatte, dem sie die Sorge für des Vaters Geschick anvertrauen konnte.

Sie übergab den Muth, der ihrem Geschlechte zu schwer wurde, dem Manne, und war wieder die weiche, sanft fühlende Jungfrau.

Ahlenbach führte den Baron von Witten und seine Tochter die Nacht noch eine Meile weiter. Dann suchte er ihnen eine Freistätte im Getreide. Er ging ins nahe Dorf, und auf den Morgen brachte er ihnen Nahrungsmittel und eine Flasche Wein.

Jetzt sah er zum erstenmale seine Gerettete. Sie trug die Kleidung einer Bäuerin; aber diese verhüllte die edle Gestalt und das edle Gesicht nicht.

„Jedes Auge wird Sie dennoch erkennen!" sagte er.

Nun redete sie ihn in seiner Muttersprache an. Es war auch die Ihrige. Sie waren aus dem Elsaß. Diese

Sprache war nun ein neues Band mehr zwischen ihnen.

Der Vater nannte ihm seinen Namen und Rang. Sogleich hielt Ahlenbach sein Herz an, daß für Zezile sich bewegte; denn das gränzenlose und hülflose Unglück, die nahe Gefahr des Todes auf dem Blutgerüst, hatte ihrem Auge ein höheres Feuer, ihren Gedanken Erhabenheit, ihrer Zunge Beredtsamkeit und ihrer Seele die stolzeste Verachtung des Lebens gegeben, den höchsten überirrdischen Reiz, wenn er mit der weichen Milde des weiblichen Herzens zusammenschmilzt.

Und nun, von dem Getreide verhüllt, goß sie in das bewegte Herz ihres Retters die lange Jammergeschichte ihres verfolgten Hauses, den Tod ihrer Mutter, die vor hoffnungslosem Gram langsam ins Grab sank, den Verlust ihres Reichthums, ihres Ranges, und ihre Flucht.

Er mochte sein Herz halten, wie er wollte. Er mußte sie lieben.

Ach, für das reiche Fräulein von Witten, für das weiche Mädchen, wel-

ches die Welt, worin sie gelebt hatte, nur feiner veredelt hatte, wäre dieser wilde Mann, der selbst in der Liebe seine zarte Empfindung nur verbergen, nicht zeigen wollte, vielleicht gar nichts gewesen. Aber in ihrem Unglück war dieser wilde, rauhe Geist der Bürge ihrer Hoffnung, sein störriger Sinn, das Zeichen seiner Treue.

Ihr hülfloses Schicksal suchte einen Mann, der dem Geschick, der Schönheit und ihrem Geschlecht trotzte, und das war Ahlenbach.

Er ging und kam, und immer brachte er ihnen in das Korn Bedürfnisse für die Reise, für ihre Sicherheit.

So waren sie schon zehn Nächte weiter gegangen, nur kurze Strecken; denn vor ihnen lag die Marne und die Brücken waren von wilden Nationalgarden besetzt.

Ahlenbach schweifte am Tage rastlos umher, um irgend wo einen Nachen zu finden, der zu ihrer Ueberfahrt über den Fluß mit Sicherheit zu gebrauchen wäre.

Vater und Tochter zitterten, er würde vor Abend nicht wieder kommen, und am Abend war er wieder da, mit Lebensmitteln beladen.

Dann gingen sie weiter, und er führte sie an einen Ort, den er am Tage ausgesucht hatte.

O wie hätte ihr Herz kalt bleiben können, gegen den treuen, großmüthigen Jüngling! Wie er gegen das weiche Mädchen, das sich immer fester an sein Herz hing.

Er brachte Zezilen männliche Kleidung, denn er hatte einen Paß auf einen Knaben, den er von Paris mit nach Luxenburg nehmen wollte, wohin er gehörte, dessen Beschreibung im Passe auf Zezilen ziemlich paßte.

Der Vater erwachte jetzt aus dem finstern Schweigen mit einem frohen Blicke. Denn er trauerte nur für die Tochter, nicht für sich.

Er drang darauf, Ahlenbach sollte die Tochter retten, „und ich?“ sagte er mit einem bittern Lächeln. Er sehnte sich

in das Grab, zu seiner Frau, zu seinen ermordeten Freunden, aus der furchtbaren Ungewißheit des Lebens weg.

Die Tochter lag zu des Vaters Füßen, und beschwor ihn, nicht wieder so zu reden.

Endlich hatte Ahlenbach einen Fischernachen am andern Ufer der Marne entdeckt.

Er und Zezile konnten dreist durch Chalons gehen. Er brachte den Vater nahe an das Ufer; er zeigte ihnen gegenüber den rettenden Kahn. Er hinterließ dem Vater Lebensmittel für den Tag, und wollte Zezilen bereden, mit ihm durch Chalons zu gehen. Vergebens! Da befahl der Vater mit strengem Ernst, sie sollte gehorchen.

Da stand sie, mit finsterm Ernst ihren Vater betrachtend, dann ihren Freund. „O Ihr Männer!“ rief sie, und heiße Thränen rollten über die erblaßten Wangen.

Sie trocknete die Thränen schnell und heftig mit ihren blonden Locken. Dann

fragte sie Ahlenbach: „Und wenn wir meinen Vater nicht fänden?"

„Wir finden ihn."

„Sind Sie des Schicksals gewiß, wie Ihres Muths? Wenn wir ihn nicht fänden? — Meint Ihr, ich würde allein mich retten? Meint Ihr? Wagts darauf, wenn Ihr Euch auf das Schicksal besser versteht, als dieses ahnende Herz. Ich würde jedem Menschen, dem wildesten Mörder, dessen Hände von Blut rauchten, meinen Namen nennen, meine Flucht gestehen! Wißt Ihr das? Nun wagts! ich habe nichts mehr zu sagen!"

Sie saßen die Nacht trauernd.

Am Morgen zeigte Ahlenbach der Tochter den Nachen gegenüber, die einsame Gegend, die nahe Hoffnung.

Sie drückte die Hand auf das emporschwellende Herz, und rief: „So gehen Sie allein und retten Sie Vater und Tochter!"

Er machte sie mit freundlicher Geduld aufmerksam auf den Paß, der in Chalons für sie mit unterschrieben werden

müßte, damit die Gränze nicht neue Schwierigkeiten machte.

„Sie will den Vater nicht retten!" sagte der Baron kalt — „und Zezile thut wohl! Wer möchte den Untergang der Welt überleben. Laßt uns sterben. Stirb mit uns, großmüthiger Fremdling. Was willst Du mit Deinem Herzen in dieser Welt voll Mörder? Wir wollen uns umfassen in Liebe und Treue und mit Einem Seufzer sterben!

Er umfaßte den Jüngling und seine Tochter. Er befahl seiner Tochter, den Jüngling zu umfassen.

„O Engel des Geschicks, sahst Du die Thränen, die hier vergossen wurden, und Du bliebst ohne Erbarmen!"

Da rief die Tochter: „Ich will!" und kniete abwärts auf den Boden, streckte die Hände gen Himmel, umarmte ihren Vater mit liebender Verzweiflung, und dann wendete sie sich an Ahlenbach, rufend: „Laß uns gehen! Laß nns gehen! Wir leben und sterben zusammen!"

Sie kniete noch einmal vor ihrem Vater, und sagte: „O Vater, wenn es das letztemal wäre, daß ich hier kniete? O laß uns gehen, laß uns gehen, Du treuer, edler Mensch!“

Sie flog den Weg hinab.

Ahlenbach wollte sie beruhigen, damit sie ihre Rolle in Chalons spielen lernte. Sie sah ihn an. „Ich kann Alles,“ sagte sie — „nur eins nicht, ohne meinen Vater leben!“

Sie war auf dem Polizeiamte in Chalons so ruhig, so unbefangen. Der Paß wurde unterzeichnet, und sie flog mit Ahlenbach über die Brücke.

Am Abend waren sie in der Gegend, wo der Kahn stand. Um Mitternacht — es donnerte in der Ferne, die Tochter zitterte, und sagte leise: „hörst Du? —“ banden sie den Kahn los.

Zezile drang darauf, sie wollte mit, und sie setzte ihren Willen durch. Sie kamen an das jenseitige Ufer. Zezile fiel auf die Kniee, und sie schlichen an den Ort, wo der Vater verborgen war.

Sie sahen Niemanden, Ahlenbach hatte nicht den Muth, Zezilen anzuschauen. Sie suchten fort, die ganze Gegend durch. Der Vater war nicht da.

Die Tochter ging, beide Hände auf die tödtlich beklemmte Brust gedrückt, neben ihm her, und sagte nur, wenn es donnerte und wieder donnerte: „Hörst Du?"

Sie stießen auf eine Hütte, in der Licht brannte wegen der nahenden Gewitter. Sie sahen durchs Fenster nur eine alte Frau den Rosenkranz beten. Ahlenbach klopfte ans Fenster, und bat die Frau, die Thüre zu öffnen, und Zezilens erste, hastige Frage war nach einem alten Manne, nach ihrem Vater.

„Sucht Ihr den?" sagte die Alte mit einem mitleidigen Seufzer. „Ach, die bösen Zeiten! Den Alten haben heute die Nationalgarden hier nach Chalons abgeholt. Ein Hirt hat ihn verrathen. Es ist ein vornehmer Mann aus Paris, ein Baron Litten oder Witten. Der Maire in Chalons hat ihn erkannt.

Ein Auswanderer, ein Feind des Vaterlandes! Guter Gott! In Bauerkleidern! Sie haben ihn nach Paris geschleppt. Gehört ihr denn zu ihm? O ich will Euch nicht verrathen."

Erblassend sank die Tochter in Ahlenbachs Arme.

Er bat die Frau um Stillschweigen, trug das Mädchen mehr, als sie ging, nach dem Nachen; aber da er sie bat einzusteigen, um schnell das jenseitige Ufer zu erreichen, sagte sie gen Himmel zeigend: „Es giebt nur noch ein Jenseit für mich! Mein Weg geht nach Paris!"

Er bat, er flehte, er beschwor sie; alles vergebens. Sie saß auf dem Ufer, das Gesicht in beide Hände gedrückt, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, ohne Bewegung, ohne Gehör für Alles, was er sagte, ohne Gehör und Gefühl für die zischenden Blitze, die rollenden Donner, den herabstürzenden Regen.

Der schönste Morgen brach hinter dem Gewitter hervor, die Sonne schien warm.

Er hatte Mühe, Zezilen zu bereden, mit ihm in das nahe Gebüsch sich zu verbergen.

Dort legte sie mit irren Blicken das ermüdete Haupt an seine Brust, nnd entschlummerte an seinem Herzen.

Sie erwachte, sie sah ihn ruhiger an, sogar ein kleines Lächeln legte sich wehmüthig um ihre schönen Lippen.

Jetzt hielt er es für Zeit, ihr zuzureden, sich zu retten.

Er stellte ihr vor, daß ihr Vater in Paris Freunde hätte.

„Freunde?" sagte sie bitter — „o diese Zeit hat nur Feige, Verräther; aber keine Freunde. Himmel! rief sie — „o verzeih mir! Auch Du! Du edler, edler treuer Freund! O laß mich an Deiner Brust, an dem Herzen eines Freundes sterben, damit ich nicht, verzweifelnd an dem Menschen, ins Grab sinke! Mein Vater hat keine Freunde. Hast Du denn die Stimme seines, meines und Deines Geschicks, die Stimme des Gewitters nicht besser verstanden? Wenn wir ihn

nicht fänden? fragte ich. Wir haben ihn nicht gefunden. Ach, ich habe zum letztenmale vor ihm geknieet!"

„Es ist ein Gott! O meine Zezile, es ist ein Gott! Vielleicht wird er gerettet. Retten sie seine geliebte Tochter! O Zezile, rette Dich! Und müßte er sterben, so würde sein Tod süß seyn; denn er weiß sein Kind gerettet, und in dem Schutze eines Mannes, der hier unter dem leuchtenden Himmel den Schwur thut, für Zezilen tausend Leben, alle seine Wünsche, alle seine Hoffnungen hinzugeben! Laß die Freundschaft zu Betrug werden auf der sündigen, verderbten Erde, die Liebe zu Hohnlachen, Zezile, so soll alles, was ich denke, fühle, zu heißer Liebe für Dich werden; der geringfügigste Gedanke soll Dein Bild tragen, und Dein Bild soll ihn mir erhaben machen. Ich will mein Auge, mein Ohr, mein Herz gegen alles verschließen als gegen Dich, Zezile, und alle diese Liebe sollst Du nur Ehrfurcht nennen. O Zezile, rette Dich!"

Da sank ihr Haupt seinem entgegen; aber der Todesschmerz zuckte mitten in dem heißen Gefühl ihrer Liebe. Sie hüllte die Liebe in Thränen ein, und ließ ihn nur den Todesschmerz um den geliebten Vater sehen.

Sie legte ihre Hand in seine. Dann fragte sie ruhiger: „Glaubst Du wirklich, mein theurer Freund, daß ein Freund meinen Vater retten könnte, wenn er den Muth hätte, für ihn zu reden, wenn die Freundschaft ihm die Worte in den Mund legte? Meinst Du das wirklich?"

„Wirklich, Zezile!"

„Mein Vater hat Freunde, Jugendfreunde, die ihm viel verdanken. — Glaubst Du wirklich, sage, daß es seiner Freunde Pflicht wäre, für ihn zu reden, auf die Gefahr ihres Lebens."

„Wirklich, Zezile!"

„Und wären sie nicht verächtliche Menschen, wenn sie ihre Pflicht nicht thäten?"

„O Zezile, welche Fragen?"

„Nun dann, Du edler Mensch hast entschieden. Ich bin seine Tochter! soll die Tochter Freunde für den Vater reden lassen? Die Natur, der Himmel, Gott selbst wird meine Zunge begeistern. Oder soll ich verächtlich werden in seinen, in meinen, in Deinen Augen? Rede, jetzt rede; muß ich nicht gehen?"

Da stürzten zwei Thränenströme aus seinen Augen; und er wendete die sterbenden Blicke gen Himmel, und zum erstenmale drückte er die großmüthige Tochter an seine Brust; aber nicht die Geliebte. In diesem Augenblicke hatte der Tod, dem sie entgegen ging, alles Irrdische in seiner Brust weggelöscht, wie thörichte, verkehrte Gedanken, und die Liebe, die ihm sonst das Göttliche im Leben schien, verschwand auch wie ein vergänglicher Glanz vor dem ernsten Gesicht des Todes. Er schwor sich in diesem Augenblicke sie nicht mehr mit dem Geständnisse seiner Liebe in dem erhabensten Thun ihres Lebens zu stören.

„So führe Du mich, Zezile wohin Du willst!" sagte er kalt vnd schmerzlich.

„O Du," sagte sie mit einem Blicke voll zärtlicher Verehrung — „wenn ich Dich noch nicht liebte, so würde ich Dich von jetzt an lieben!"

Was sie jetzt fühlte, war eine höhere Liebe, die Liebe der Engel.

Sie gingen den Weg nach Paris.

Vor Paris stand sie auf einmal tiefsinnig still. Dann hob sie das strahlende Auge und sagte: „Aber warum soll ich Dir, der mir sein Leben gab, das schönste Geheimniß meiner Brust verhüllen? Ich liebe Dich, Du theurer Freund, mit einer heiligen aber starken Flamme der Leidenschaft. In dem Monate unserer Wanderung, Dir, Dir, der mir sein Herz verhüllte — denn Du liebtest auch mich! — Dir verhüllte ich auch mein Herz. Aber nicht meinem Vater. Den Tag, da Du an der Marne umhersuchtest, um Rettung für mich und meinen Vater zu suchen, sagte mein Vater ruhig: Dich rettet sein Paß; aber mich rettet nichts.

Glaube mir, Zezile, mein Haupt ist dem Tode geweiht, schon an dem Tage, da wir Deine Mutter in das Grab senkten. Ich lasse Dich zurück in einem fremden Lande, das uns haßt, verwaist wärst Du, wenn Du ihn nicht hättest. Sage mir, Zezile, an wen dachtest Du jetzt, ehe ich redete? An ihn! Du dachtest an ihn mit Liebe, die größer ist, als unser Schmerz! O nein, verhülle die Thränen nicht, die jetzt Dein Schmerz in Dein Auge gießt! Verbirg mir die Röthe Deiner Wangen nicht, mein Kind. Du kannst ja dem sterbenden Vater nichts schöneres sagen, als daß Du den Mann liebst, der allein die feste Stütze Deines Lebens seyn muß!"

„So sagte mein Vater. Ich sank an sein Herz, und gestand ihm, daß ich Dich liebte. Ich will kein Wort zu diesem Wort hinzusetzen; aber denken will ich das schöne Bild, wenn ich Dich in einer ruhigern Welt getroffen hätte, als diese, wenn unter dem aufblühenden Frühlinge, unter dem Flöten der Nachtigall, unter dem schö-

nen Licht des Mondes, Dein edler Blick auf mein Auge gefallen wäre, oder im Kreise geselliger Freude, auf einem Balle, wo reiche Jünglinge mit Huldigungen mich umkreisten; o ich denke, mein Auge würde Dich, Dich vor allen ausgesondert haben, und Du mich! denk ich. O mein Auge würde eben so ruhig unter der Freude wie unter dem Schmerz mit eben dem Strome der Liebe auf den Mann geschaut haben, der alle meine Tugenden verdient. Das dachte ich gestern, und heute, und vorgestern, und jeden Tag, seitdem ich den ängstlichen Weg gehe an Deiner Seite, meinen Vater zu retten, oder mit ihm zu sterben. Dein Mitleiden wars nicht, was meinem Herzen die Liebe gab; es war Dein sanfter, männlicher Sinn, der unter der rauhen Rinde sich verhüllte. Wir hätten uns gefunden, und auf ewig hätten wir uns geliebt. Das sage ich Dir zuerst; denn der Tod nimmt den Menschen jede Maske, auch die unschuldige des Geschlechts, und läßt den bleichen Lippen nur die Wahrheit."

Ahlenbach kniete vor ihr: „O Zezile, geliebte Zezile, könnte Deine Liebe meiner Einen Wunsch gewähren!“

„Nenne ihn nicht; ach, ich habe den Wunsch, daß ich alle Menschen geliebt hätte, auch die, welche ich haßte, damit ich noch unschuldiger diesen Gang ginge; o daß ich sagen könnte, nicht das Schicksal zertritt meinen ersten Frühling der Liebe, sondern nur Menschen. O erfülle Du den letzten Wunsch, Du ewig Geliebter, steh an meiner Seite, wenn ich sterben muß.“

Sie hörte gar nicht auf seine Antwort. Auch gab er keine. Sein Herz schlug nur in giftigen Dornen. Sie gingen in die Stadt voll Mord neben einem einmarschirenden Bataillon junger Soldaten. Sie wurden nicht bemerkt.

Sie suchte eine alte Bekannte ihres Hauses auf, erkundigte sich dort nach ihrem Vater, und hörte, er sey gefangen. Sie vertauschte ihre Kleidung mit der Kleidung ihres Geschlechts und ihres Ranges, und am andern Morgen — sie stand

auf mit einem Gesicht, weiß wie eine Lilie, aber schön wie eines Engels.

Sie drückte ihre Lippen auf Ahlenbachs Lippen, hing sich an seinen Arm, und ging bald ermattet, bald mit schneller Stärke erfrischt, nach der Nationalversammlung.

Im Eingange sagte sie leise zu ihm: „Hier erwarte mich." Sie drängte sich durch die Wache. Das bleiche, schöne Gesicht, die edle Stellung verschaffte ihr Platz. Langsam folgte ihr Ahlenbach.

Sie drängte sich in die Thür des Saals, und stand an den Schranken.

In einer augenblicklichen Stille rief sie! „Hört! o hört Bürger, die jammernde Stimme der Tochter eines unglücklichen und unschuldigen Vaters!"

Der herzzerschneidende Accent dieser Stimme machte alles aufmerksam, und sie fuhr fort, das Geschick ihres Hauses zu erzählen. Der Tod, zu dem sie entschlossen war, gab ihr Muth, und ihrer Beredtsamkeit eine himmlische Flamme. Man

hörte

hörte das laute Schluchzen von Hunderten durch den Saal.

„Ein Verräther des Vaterlandes!" rief eine harte Stimme. „Der Vater des Mädchens wanderte, verkleidet in einen Bettler, aus, sich den Feinden unsers Glücks zuzugesellen. Bei Chalons hat man ihn ertappt. Er leugnet das Verbrechen nicht. Das Gesetz wird sein Urtheil sprechen."

„Es ist gesprochen!" rief eine kalte, dumpfe Stimme — „der Tod!"

Zezile hob noch einmal an. Die ängstliche Stille des Grabes hatte sich schon in dem Saale verbreitet.

Die kalte Stimme, ach, die selbst zu hart war, zu einem Mörder zu reden, unterbrach die Tochter aufs neue. „Schweig!" rief er gräßlich „das Gesetz hat den Verbrecher ergriffen. Tod ist sein unwiderrufliches Urtheil: und Deines, wenn Du ihn vertheidigst." Aber die Wolke, die vor der Pforte der Ewigkeit und des Grabes von den harten Worten weggerissen wurde, erschütterte die liebende Tochter,

aber nur zur Verachtung des feigen Lebens.

„Ich wanderte mit ihm aus: Mörder!“ rief sie — „Ich: wo sind Eure Henker, Mörder! Wie Ihr feige zittert, feiger als eine Tochter, die zu sterben versteht.“

Ein Wink, und sie war verhaftet. Da man sie herausbrachte, stand Ahlenbach an der Thüre. Sie sah ihn mit einem himmlischen Lächeln an, er sie ernst, als wäre er der Todesengel des sündigen Menschengeschlechts.

Er hatte ihr auf dem Hingange feierlich versprechen müssen, nicht zu thun, als kennte er sie.

Er versprach es nicht; aber er hielt Wort. Sie heftete ein paarmal die jetzt strahlenden und dann erlöschenden Augen auf ihn. Er folgte bis an die Thüre ihres Gefängnisses.

Ach, in einem fort hatte ihn das Herz gedrängt, alle Waffen von Zezilens Liebe zu ihm, gegen ihren Entschluß zu kehren. Es erstickte in Verzweiflung

in Todesschrecken; aber seine Worte auch. Er hatte versprochen, feierlich, sie hatte ihn knieend darum gebeten, nichts mehr dagegen zu sagen, und da er entschlossen war, zu schweigen, so zerfloß vor dem öden Blick das Leben aller Menschen, wie eine verächtliche Nebelwolke; das Versinken in das Grab schien ihm die einzige Rettung des Menschen, die seiner würdig wäre. Sein ganzes Inneres war erstarrt, mit der Hoffnung auch alle Wünsche.

Er erfuhr das Gefängniß des Vaters, und er hatte das Glück, eingelassen zu werden.

„O Du! Du!" rief der Vater erbleichend und zitternd — „Du hier?"

Ahlenbach hatte den Muth, dem Vater einen Wink zu geben. Dann sagte er ihm leise, deutsch: „Deine Tochter ist gerettet! Sie ist in Deutschland."

„Und ich sterbe heute!"

So hüllte Ahlenbach über die letzte dunkle Stunde eines vergehenden Lebens die schönste Freude.

Der Vater gab dem Jünglinge ein Tuch zum Andenken an seine Tochter.

Er nahm es, und drückte es an sein von Schmerz empor schwellendes Herz, und in seine ersterbenden Augen.

Er sah das Haupt des unglücklichen Greises fallen er tauchte das Tuch in das Blut, und fluchte dem Menschengeschlecht. Das Leben sank immer mehr im Werth, zu gar nichts.

Seine Hand griff nach tödtlichem Gewehr, gegen sich selbst, oder gegen den Richter.

Weh! Zezile rechnete darauf, er wollte an ihrer Seite stehen, wenn sie stürbe.

Obwohl seine Gesundheit so zerrüttet war, als wäre er an der Pforte des Grabes, so erschien er doch an dem entscheidenden, furchtbaren Tage an der Thüre des Gefängnisses.

Zezile, bleich wie er, aber hoch über das Leben erhaben, trat hervor. Sie erblickte ihn, und mit einer Freude des Himmels reichte sie ihm die Hand, und

und sagte leise; „Ich bin unsterblich; denn Du hast mir Wort gehalten. Leb wohl, Geliebter! Leb wohl! Aber leben sollst Du, dieses Land verlassen und leben. Das fodre ich von Dir!"

Er hielt ihre Hand, er drückte sie an das zerrissene Herz. Die bleiche Lippe konnte nur die Worte hervorstammeln: „Ich bringe Dir den Segen Deines Vaters, Zezile."

Sie bat ihn noch einmal zu leben; aber er war entschlossen auf dem Gerichtsplatze, das Volk zur Rettung des Mädchens aufzurufen, oder mit ihr zu sterben. Er schwankte hinter ihr die Stufen des blutigen Gerüstes hinauf. Er hob die Hand, die Stimme; aber die Angst, der Anblick, die Liebe betäubte seine Seele zu schnell. Er stürzte leblos nieder. Man trug ihn weg, in ein Hospital. Da er erwachte, war sein Verstand zerrüttet. Einen Monat blieb er in diesem Zustande, dann kam er zu sich.

Die Heftigkeit der Krankheit hatte ihm alle Kräfte genommen. Alles schien ihm ein dunkler Traum.

Er athmete noch einen Monat in dem Lande, das ihm alles geraubt. Dann verließ er Paris, Frankreich.

Sein Zustand war die Hölle. Wie ein Geier hakte der Schmerz noch immer an seinem Herzen, und er, der hülflos auf einer Folterbank ausgestreckt lag, hatte dem Schmerze nichts als eine wilde, grimmige Verachtung entgegen zu setzen. Er raubte sich vorsätzlich jeden Trost des Lebens und der Zukunft. Die Welt war ihm das dunkle Gefängniß des Daseyns, das aufblickt und auf ewig erlischt. Auf dem Throne der Welt saß ihm ein rasender, blinder, tauber Zufall, der mit sinn- und zweckloser Gewalt die Zeit durch den Raum treibt, bis Beide endlich erlöschen, und Alles ein dunkles Nichts wird. Dieselbe kalte Verachtung, die er selbst gegen seine Liebe zu Zezilen setzte, setzte er gegen Gott. Eins war das Mährchen seiner Kindheit, das andere seiner Jugend.

Dieser seine innere Kraft verzehrende Gedanke erhielt eine unendliche Gewalt durch die Vorstellung, daß einige Tage später Zezile nnd ihr Vater gerettet waren. Denn das Ungeheuer, das sie ermordete, ging drei Tage nach Zezilens Tode unter.

Das war der furchtbare Gedanke, der ihn immer weiter in den dunkeln Abgrund der kalten Verzweiflung hinabriß, das war die giftige Riesenschlange, die in tausend Windungen ihn umschlingend erdrückte. Wenn er Nachts unter dem Sternenhimmel, an dem sonst leuchtend sein Glauben hing, lag, so rief er hinauf: „O Du nichts als ein geschmücktes Leichentuch über dem großen Grabe! — — Unendlich? welcher Narr nannte Dich so? Ist nicht der leere Raum hinter Dir, das Bild des leeren menschlichen Daseyns, unendlicher als Du? und dennoch nichts? Ewigkeit? O du zerbrechliche, wächserne, täuschende Maske der häßlichen Zeit! Tugend? O gebt dem Menschen eine Leidenschaft, und der Tiger ist fromm gegen ihn!

Ich Thor, ich wahnwitziger Thor! Hat nicht die Wollust in diesem Busen getobt? nicht der Ehrgeiz? nicht die Rache? Mein Tugend bestand in hochmüthigen Wünschen, mein Leben war nichts als ein feiger Kampf mit dem Laster in meiner Seele!

„Drei Tage! O Himmel, drei kleine Tage, der zehntausendste Theil eines Pulsschlages der Natur, und sie war gerettet! Der grausamste Mensch auf dem Throne der Welt hätte gelächelt, und die Sense des Todes einen Pulsschlag lang aufgehalten! Du warst gerettet, Zezile! Gerettet? Wie? Was plaudre ich. Einen Pulsschlag später ließ das Alter sein Beil auf Dein Leben fallen, auf meines, und es war eben die Armseligkeit!

„O zum Teufel! ist denn nicht die Freude aus eben den Bewegungen des Herzens, des Blutes zusammengesetzt, als die Angst? Und lache ich nicht einen Monat hinterher über Beide? Werde ich nicht selbst diesen Schmerz, Zezile, Dich selbst vergessen?

„Nein!“ rief er grimmig aufspringend. „Der Gauklerin Zeit zum Trotz, die unsre Schmerzen und unsre Freuden erlöscht, wie ihre Frühlinge und Winter, will ich Dich nicht vergessen, Zezile! Nein, meine Zezile, nein, obgleich Du auch nur ein Traumbild meines pulsirenden Gehirns warst, so ist dieses Bild mehr werth, als das Leben! Nein! nein! Fall zusammen, du ausgebrannter Klumpen des verächtlichen Seyns, begrabe mich, mit dem Namen Zezile auf den Lippen will ich sterben, mit ihrem Bilde in der Seele! — —“

Unglücklicher Mensch! aber die Zeit, die Du verachtest, steht schon wie ein unsichtbarer Engel neben Dir, und gießt mitleidig ihren Balsam in Deine Wunden. Und wenn auch alle alten Quellen, aus denen Dein Glauben an Gott floß, vertrocknet sind, so fließt schon eine reichere für diesen Glauben in Deinem Herzen, in Deiner Liebe zu Zezilen, und in Deinen Träumen von ihr.

Sie erschien ihm im Traume; wenn er bitter sein Auge an das Sternengefilde der Nacht richtete, so sah er sie unter den Sternen. Er hatte ihr ja nichts zu geben, um ihr kleines, schmerzenvolles Leben zu ersetzen, als die Unsterblichkeit. Seine Liebe gab sie ihr, und sich selbst. Aber da trennte er sich noch mehr von der Welt.

Er lebte einsam in einem engen Thal am Rhein in einer Bauerhütte. Das Leben, das sonst in lauter Giftbeulen aufplatzte, wurde ihm in den Träumen, in den Gedanken an Zezilen süß. Dieser lähmenden, entnervenden Süßigkeit des Grames gab er sich ganz hin. Er schlug seine Wohnung neben Zezilen unter den Sternen auf. Er baute sich eine neue Welt außer den Gränzen dieser.

Den Tag blieb er auf seinem Zimmer, dessen Fenster verhängt waren, am Abend ging er hinauf auf die Höhen, und weinte um Zezilen. Er hatte eine weiche Sprache, und eine süße, sanfte Antwort für Jeden, der ihn anredete. Sein Au-

ge hatte das wilde Feuer verloren, es schwamm in dem milden Glanze einer wehmüthigen, geistigen Trunkenheit.

Er hatte sich vorher durch Ideen hülflos gemacht, jetzt war er es eben so sehr durch den Gram, dem er sich ganz hingegeben. Aber da der Gram immer mehr die irrdische Natur des Schmerzes verlor, und immer schwärmerischer wurde: so hob er Ahlenbachs Herz sanft in seiner schönen Schwärmerei empor. Die Hoffnung hatte er aufgegeben, und welch ein Unglück hätte ihn treffen können? Er konnte jetzt allen Menschen verzeihen, sogar dem Mörder der Geliebten. Er hatte nicht Angst, noch Begierde nach etwas. Sein Leben war still. Er hatte nicht einmal mehr die Lust zu einer großen That. Denn keine kleine Gefälligkeit, nicht der geringste Dienst, den er seinem Wirth und seiner Familie leisten konnte, war ihm zu gering. So wurde sein Herz nach und nach verwandelt. Er fand Gott, die Unsterblichkeit, und in ihnen seine Tu-

gend wieder, die ganz rein war, wie das Licht des Himmels.

Indeß für die Welt war er todt. Er legte einen Theil seines kleinen Vermögens zu einer Annuität auf sein Leben an. Sie brachte ihm jährlich dreihundert Thaler. Wie wenig bedarf der Mensch, wenn er die Fessel der Eitelkeit zerbrochen hat, um reich zu seyn. Ahlenbach schien sich reich, und war es.

Freundlich ging er nun in die Welt hinein, wie ein Durchreisender nur. Er trug eine kleine Reisebibliothek aus drei oder vier Büchern in seinem Reisesacke bei sich, die er ganze Monate lang las. Er selbst meinte, er hätte noch nie so menschlich studiert, als jetzt. Sonst arbeitete er in einer Fluth von närrischen und klugen Büchern. Er wechselte mit Schreiben und Zeichnen ab, so kam er traurend, und doch ruhig, denkend und schreibend in Welfenstein an. Oben auf der Höhe fand er den Kapitain mit seiner Frau.

7.

Ahlenbach hatte seine Geschichte noch nicht halb vollendet, als der Kapitain den Ausgang schon ahnete. Er hatte schon die Brust voll theilnehmender Seufzer und das Auge voll Thränen. Aber da Ahlenbach das Bluttuch aus seinem Busen zog, und es auf sein geduldiges Auge legte, da stieß der Kapitain die Worte hervor: „O Gott! o Gott! O ich bitte Dich, schweig, schweig. Du unglücklicher Mensch! Ich muß vergehen!"

„Und doch bin ich ruhig, Welfenstein. Ich glaube fast, das große erschütternde Unglück giebt dem Menschen eine schönere Harmonie, die dem Glücklichen, und wenn er so glücklich ist wie Du, doch fehlt."

Fast glaubte es der Kapitain, da er das weiche Lächeln sah, womit dieser wilde Spötter jetzt alles umfaßte, die Natur, den Menschen, das Schicksal.

Sie gingen, und schon auf dem Wege — denn sie gingen an der Wiese vorüber, auf der die Kinder spielten — fiel dem Kapitain sein System ein, und wie oft Ahlenbach, was er damals bestritt, gesagt hatte: „Könnten wir uns genügen lassen, Menschen, bloße, rechte Menschen zu seyn, und Mensch und Bürger ist jetzt eins. Denn wir gehören in ganz Europa — Spanien, Polen und Rußland etwan ausgenommen — als Bürger zu Hause; und wollten wir nicht, die wir von Gottes Gnade seyn könnten wie alle Fürsten, von Menschen Gnade seyn, und bekämpften wir nicht unsere eigenen edlen Leidenschaften der Freiheit, des edelsten Stolzes, der Unabhängigkeit, des Muthes, der Gerechtigkeit, um die Handlanger und Schergen fremder, erbärmlicher Leidenschaften seyn zu können; hätten wir genug an dem Schlüssel, der zu aller Menschen Herzen schließt, und auch zur Pforte des Paradieses, Gerechtigkeit, und suchten nicht noch nach einem Kammerherrnschlüssel, der zu nichts schließt,

und darum auf dem Rücken getragen wird; hielten wir mehr auf einen guten Namen, als auf einen guten Titel, wollten wir lieber die Himmelsleiter, die in Jedes Herzen und Gewissen steht, ersteigen, als die zerbrechliche, steile Leiter der Gunst der Großen; wäre uns Ein Gericht voll Liebe an einem Tische mit Weib und Kind, und einem Freunde, lieber, als ein Tisch voll Neider und Feinde, höchstens Fremder, die man nicht ehrt und liebt; die erstaunen sollen, und die uns hassen, statt zu erstaunen: sehen Sie, Herr Kapitain," fuhr er fort — „es gäbe keinen Leibeigenen, keinen Negersklaven im ganzen Gebiet von Europa, und hier keinen Pranger mit dem Halseisen." Es war vor Chambery, in dem Dorfe der Gräfin Chateauneuf.

Daran dachte der Kapitain mit einer Art von Freude, wenn er den Unglücklichen bereden könnte, hier zu bleiben. Er wünschte es noch mehr, da er sah, daß Ahlenbach nur von einer Schüssel aß, den Wein nur aus Höflichkeit an die Lip-

pen setzte, und ihm dann erzählte, wie er zu leben gewohnt sey, und wovon er lebte.

Schon am Tische sah Ahlenbach mit dem innigsten Vergnügen die beiden Kinder eins um das andere an, und so that der Kapitain seinem Freunde nach Tische den Vorschlag, bei ihm zu bleiben.

Ahlenbach sah ihn an, und sagte: „Ja! Aber laß uns verstehen, Welfenstein. Ich gehe, sobald ich will, und Du frägst nicht, warum ich gehe, und frägst Du, so habe ich das Recht zu schweigen. Ich lebe ganz nach meiner Weise, zahle mein Kostgeld, gehe, komme, esse, schlafe, wache, träume nach meinem Gelüst. Deine Freunde sind nicht meine, Dein Umgang nicht meiner, will ich nicht."

„Das eben, Ahlenbach, das eben wünschte ich, und nimm Dich der Kinder an."

„Wenn mirs gefällt."

Trium-

Triumphirend führte der Kapitain seinen neuen Gast im Hause umher, sich ein Zimmer auszusuchen.

Ahlenbach wählte das obere Zimmer, es lag vor der Abendsonne und vor der Aussicht, und auf dem Tische standen die physikalischen Instrumente.

„Wie reich bist Du!" rief Ahlenbach.

Ahlenbach fand die Gemälde, die Kupferstiche, und hing sie an den Wänden auf. Er richtete sich ein. Die hölzernen Stühle waren ihm recht. Ein Feldbett schlug ihm Joachim auf dem Zimmer auf, und die kleine Haushaltung war im Gange.

Da Ahlenbach fest überzeugt war, daß der scharfsinnigste Philosoph ohne ein volles Herz nichts weiter hervorbringen kann, als was Hamlet sagt: Worte! Worte! Worte! Daß nichts aus dem Menschen hervorgebracht werden kann, was nicht in ihm, in seinem Glauben ist; daß eine edle Handlung, an welcher die Eitelkeit oder der Eigennutz keinen Theil

hat, ein schönerer Beweis für das Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit ist, als alles, was die Philosophie lehren kann: so überließ er die Kinder vorerst ganz sich selbst, und dem alten Joachim, den er für den besten Philosophen von der Welt erklärte, und da Ahlenbach mit seinem durch das Unglück geläuterten Herzen, nichts mehr aus Eitelkeit that: so zog er nur die Kinder, die er unendlich liebte, an sein weiches, warmes Herz. Nichts mehr.

Da kam die Nachricht nach Welfenstein, daß Eugenie, aber unter dem Namen der Frau von Behrend, mit ihrem Vater in Lauingen wieder angekommen sey.

Es machte nicht den kleinsten Eindruck auf Amalien und ihren Mann; denn das Gerücht war Eugenien vorausgegangen, daß Major Behrend, ein reicher, ein schöner, ein höchst geistreicher und der edelste Mann sey.

Das war er, sogar das letzte in dem Sinne, wie die Welt das Wort nimmt.

Eugenie hatte den Kapitain in der That geliebt; denn sie erkannte nach den ersten zehn Besuchen, daß er ein Mann war, und dazu, was ihr eben nicht vorgekommen war, ein edler Mann, in dem Sinne, wie die Welt das Wort nicht nimmt. Sie lächelte wohl ein wenig über sich selbst dabei; aber ein Heuchler war er doch nicht, dessen sie spotten, oder den sie verachten konnte.

Sie hatte einen nicht kleinen Triumph, daß ein Mann von derben, ächten Charakter sich so leicht, mit so kleinen Künsten, an ihren Triumphwagen spannen ließ. Ja, es gab Augenblicke, wo sie selbst sich so gut fand, diesen Triumph zu verachten, und sich so gut zu denken, wie den Kapitain. „Warum sah ich einen solchen Mann nicht früher?" sagte sie und runzelte die schöne Stirn ein wenig über eine seltsame Unruhe in ihrem Herzen. Denn sie betrog den Mann, der keines Betruges fähig war.

Und nun auf einmal, da sie des alleredelsten Triumphes ihres Lebens mit einer

fast reinen Empfindung genoß, riß ihr die Kusine, die stumme, einfältige Kusine, den Lorbeer von dem stolzen Haupte, und was das demüthigendste dabei war, so auf einmal, ohne daß sie das mindeste geahnet hatte.

Die Eifersucht, nicht die Liebe war es, die ihre Brust mit Rache füllte, und mit diesem Gefühl reiste sie nach Pyrmont ab.

In Pyrmont war der Major Behrend das Erste, wovon sie reden hörte. Junge Mädchen, noch in den sentimentalen, grünen Gänschenjahren, tugendhafte Schönen, welche die Welt nur aus Romanen und Tragödien kannten, Eugeniens kokette, witzige Schwesterschaft, die jungen Frauen, selbst Matronen; alles hatte nur eine Stimme über den Major, er sey der König unter seines Gleichen. „O Eugenie! — O liebstes Fräulein! — O theure Freundin!" rief alles voll Begeisterung.

„So müssen wir wohl das Wunder ansehen," sagte sie. Und sie sah. Es

war kein gespreizter Pfau, wie sie dachte, oder nur ein noch stolzerer Truthahn, der sich brüstete. Es war ein Mann, ein schöner Mann, und dennoch so unbefangen, als wüßte er von gar nichts. Der Johanniterorden stand auf der gewölbten Brust so schön, als wäre er stolz auf seine Stelle. Der Major trat zu einem Kreise junger Mädchen, unter denen Eugenie auch stand. Sie merkte nicht auf ihn; nur dann, wenn er einen Einfall hatte, den Niemand verstand, so sah sie ihn an, und antwortete etwas, woraus er sah, sie hatte ihn verstanden.

Er drängte sich an sie; denn er hatte von ihr von allen Männern gehört, was sie von ihm von allen Frauen gehört hatte. Sie behandelte ihn artig, unbefangen, weiter nichts.

Da sie drei Tage lang mit ihm umgegangen war, schwebte sie zwischen der heftigsten Lust, ihn zu demüthigen und ihn zu lieben. Den vierten Tag gab eine Nachricht, er sey ein reicher Mann, und der Günstling seines Fürsten, den Ausschlag.

Da sie, wie die Könige, nach Aratus Ausspruch, der die Könige wohl kannte, von Natur weder liebte noch haßte, sondern nach dem Nutzen Freundschaft und Feindschaft abwog, so beschloß sie ihn zu lieben; aber da sie doch nie einen Plan ihrer Eitelkeit aufgeben konnte, ihn auch zu demüthigen.

Er haßte nichts mehr an einem Mädchen, als die Sentimentalität. Sein Witz verfolgte diese Eigenschaft so unbarmherzig, daß die armen Dinger von Mädchen, die ihm doch gern gefallen wollten, nicht mehr wußten, wovon sie und wie sie reden sollten, und gerade in ihre Sentimentalität, dachte Eugenie, sollte er sich verlieben.

Sie häkelte ihn erst fest mit ihrem Witze an sich. Sie wußte so gut wie er, worauf es bei diesem kleinen Kriege ankam, nie besiegt zu scheinen, und doch schien sie von ihm besiegt, aber nur, wenn sie in Gesellschaft war. War sie mit ihm allein, so hatte er sich verrechnet. Auf des Sokrates Gipskopf, der in ihrem

Zimmer stand, fiel ihr Blick nicht wärmer, als auf seinen. Sie war ernst und ruhig, wie eine Parze, heute. Morgen war sie ein fröhliches Kind. „Nun denn, was wollen sie denn?" fing sie zankend an — „hat mich doch der Friseur heute à l'enfant aufgesetzt." Und wie allerliebst ließ es ihr, wenn sie auf der Estrade saß; statt auf dem Stuhle, von da ans Klavier lief, ihm den gestrigen Tanz vorspielte, dann ans Fenster, dann hierhin, dann dorthin, und ihn mitten in den Blitzen seines Witzes mit einer neuen Bewegung unterbrach. Sie spielte jeden Tag eine neue Rolle. Sie war voll Anmuth und Liebreiz, und lächelte so fein über seine witzigen Scherze, und hatte sie durch ihre Anmuth sein Herz erwärmt, so war sie voll Widerspruch und Zanksucht, voll übler und guter Laune und das alles so allerliebst, daß sie ihn dennoch immer noch anzog.

Der Zufall, nicht sie, verrieth eins ihrer Talente nach dem andern, der Belesenheit, der bekannten Sprachen, der

Kunst, der Musik; das des Gesanges verhehlte sie am längsten, so daß der Major endlich vor dem Mädchen erstaunte.

Er mochte sich noch so sehr gegen die Thorheit wehren, er fühlte, daß er in sie verliebt war.

Nun hatte er in einem solchen Falle, und er war darin gewesen, seine Liebe wie eine Thorheit, und die Geliebte eben so behandelt.

Er gestand ihr seine Leidenschaft. Er mochte sagen was er wollte, sie behandelte seine Liebe wie eine Thorheit und lachte ihn aus.

Nach acht Tagen hatte sie seine Liebe und ihn selbst ernsthaft gemacht.

Sie ließ ihn von Zeit zu Zeit in einer Ueberraschung ahnen, daß ihr Herz für ihn fühlte; aber sie wechselte noch immer ihre Rolle.

Endlich fragte er sie, wie jene Araberin die Gemahlin des Konsuls: „Bist Du das alles selbst?"

Sie antwortete mit einer lächelnden Wehmuth: „Rathen sie, was davon ...in ist!"

Nun stieg sie immer höher, aus der Wehmuth wurden Thränen, die sie ihm verbarg, Herz schwellende Seufzer. Sie riß ihn mit sich fort, und da er endlich vor ihr auf den Knieen lag, und mit der sentimentalsten Rede, mit Thränen, den erhabensten Worten ihr seine Liebe gestand, und sie ihn lächelnd ansah; da fragte er noch einmal: „O Eugenie! bei allen Geistern der Liebe beschwöre ich Dich, sage mir, was ist wahr an Dir?" Da rief sie: „Nichts, als die heißeste Liebe!" und sank in seine Arme.

Sie hatte den doppelten Triumph, des Herzens, seine Liebe, und des Mädchens, seine Erniedrigung. Er erfuhr nur den ersten.

Aus dem zweiten machte sie gegen ihn eine Schutzwehr gegen die männliche Verführung.

Ihre Verbindung wurde erklärt, und auf seinen Gütern gefeiert, wo sie den Winter mit ihm blieb. Der Vater hatte am Pharotisch eben so viel Glück gehabt, als seine Tochter bei ihrem Spiel. Er konnte

die nöthigsten Schulden abzahlen, und das Frühjahr darauf — der Major zog ins Feld gegen die Franzosen — kehrten Senft und die Majorin Behrend nach Lauingen zurück.

Eugenie hatte ihren kleinen Liebeshandel mit dem Kapitain fast vergessen, und sie zog in Lauingen ein mit allem Prunk, den der Reichthum ihres Gemahls erlaubte; mit zwei Kammerjungfern, Koch, Lakaien, prächtigen Equipagen, Litthauer Pferden für sich, sogar einem gezähmten Affen und einem redenden Papagei.

Wagen voll Möbels waren vorausgegangen.

Eugenie, die doch recht gescheut war, wollte ihren alten Nachbaren den Reichthum ihres Mannes zeigen.

Auch geschah was sie wollte; man schaute, bewunderte, beneidete heimlich, haßte und kam dennoch zu jeder Gasterei, zu jedem Balle.

Auch Malchen und der Kapitain waren zum Besuch. Malchen sah, er-

staunte, und es stiegen doch ein paar Wünsche in ihrer Phantasie auf; aber sie kannte erstlich ihres Mannes System und zweitens wußte sie ganz und gar nicht, wie reich ihr Mann war, um es Eugenien nach zu thun, da sie es also nicht haben konnte, wollte sie es auch nicht bewundern, und so that sie viel gleichgültiger dagegen, als selbst der Kapitain, der in England eine andere Pracht gesehen hatte.

„Nicht wahr, William, es ist eine Närrin, Eugenie?" sagte Malchen auf dem Rückwege.

„Sie ist besser als ich dachte."

Eugenie überfiel ein paar Tage darauf Malchen. Malchen hatte ein paar Minuten Zeit, zu sich selbst mit einem edlen Stolze zu sagen, und sich selbst damit zu stärken: „Liebe ist der Schmuck eines Hauses, Einigkeit und Freundschaft! Wehe dem, der mehr haben muß zum Glück!" Und sie trat stolz, und eben darum auch mit einer liebenden Empfindung ihr entgegen. Aber Malchen belauerte doch

Eugeniens Blicke mit recht weiblicher Genauigkeit, und jeder Blick Eugeniens, auf Spiegel, Fußboden, Sofa, Tisch und Stuhl zog eine kleine Wolke auf Malchens heitre Stirn.

„Das will mein Mann so!“ sagte sie endlich, um dem Umherschauen ein Ende zu machen.

„Will! und er thut wohl! Denn die Posse, glaube mir, Kusine, mehr ists nicht, kostet viel Geld, und warlich besser so, als die aufgeputzte Armuth. Da erkenne ich den Engländer!“

Es schoß ein Giftpflänzchen nach dem andern zwischen ihnen auf.

Malchen nahm ihre Zuflucht zu einer Beschreibung ihres Glücks, der unendlichen Liebe ihres Mannes, der Kinder, und die Beschreibung zog siegend in ihr Herz, obwohl der Kapitain Malchen vor dieser Beschreibung gewarnt hatte.

Er hatte Recht; denn trotz seinem einfachen Wesen kannte er die Menschen recht gut. Aber er vergrößerte den

Fehler, vor dem er gewarnt hatte, sobald er kam. Er stellte Malchens Beschreibung von seiner Liebe vor Eugeniens Augen lebendig hin.

Beide wußten nicht, daß sie eine geheime Wunde in Eugeniens Herzen berührten.

Der Major war drei Monate lang der zärtlichste Mann; die zweiten drei Monate wurde er schon kälter. Er zog mit Vergnügen ins Feld, von Eugenien, und Eugenie erhielt alle Monate einen kurzen, flüchtigen Brief von ihm.

Aber was hat man in der Welt eines fremden Herzens nöthig? man bedarf nur Zerstreuung seines eigenen, und die fand Eugenie auf ihren Bällen, in ihren Gesellschaftssälen, in der Bewunderung der Männer, und dennoch — dennoch suchte das befriedigte Herz etwas anders, etwas besseres. Eugenie hatte zu viel Geist, um nicht zu fühlen, wie arm die tägliche Wiederholung ihres Schauspiels war, um sich damit bis an das

Ende ihres Lebens zu schleppen. Sie fühlte wieder und dringender den Wunsch, ein Mann zu seyn. Sie wußte nicht, daß es dem Mann mit seinem ehrgeizigen Treiben eben so geht, als ihr mit ihren. Ihr Kopf suchte Beschäftigung, und die Unglückliche fand nichts als die Intrigue.

Sie hatte hundertmal von dem Herrnhuter in des Kapitains Hause gehört, den der Kapitain zum Hofmeister seiner Kinder bestellt hatte, und nicht darauf geachtet.

Mit dem Herrnhuter meinte man Ahlenbach. Das Weiche in seiner Stimme, die immer gleiche sanfte Ruhe in seinem Wesen, der fromme Glanz in seinem Auge, seine völlige Entfernung von allem Einmischen in fremdes Treiben, die Einsamkeit, worin er lebte, mußte ihm einen solchen Beinamen geben.

Die Leute in des Kapitains Hause, und wer einmal aus dem Dorfe mit ihm geredet, die Kinder aus dem Dorfe, liebten ihn unbeschreiblich. Joachim hätte

ihn, wäre er Pabst gewesen, noch bei seinem Leben kanonisirt.

Einen Morgen ging Eugenie mit dem Gefühl ihres immer mehr ausgeleerten, unbefriedigten Herzens, den Weg über die schönen Wiesen, am jungen Eichenwalde weg; da sah sie einen Mann daher kommen, den sie nicht kannte. Eine hohe Gestalt, die Arme über die Brust gekreuzt, schwarz gekleidet, die Augen vor sich auf den Weg niedergeschlagen.

Daß er der Herrnhuter war, sah sie an der schwarzen Kleidung, die er immer trug.

Sie hatte Zeit ihn zu betrachten. Denn er ging sehr langsam. Was sie von dem gebeugten Gesicht sehen konnte, schien er ein schöner Mann zu seyn, und ein junger Mann dazu.

Sie ging noch langsamer als er, und dachte: „Wer weiß, er mag wohl glücklich seyn, wenn er kein Betrüger ist, und wer weiß, ob nicht glücklicher als ich. Denn am Ende hat jeder seine Weise glücklich zu seyn: Traum! Täuschung oder

Wahrheit! und welch ein armseliger Traum ists, den ich träume. Wenns kein Betrüger ist, und was kann er anders seyn? Und dann — in ihrer Brust regte sich das Gefühl, er wäre, was er wäre, ihn irre zu machen.

Zwei Schritte von ihr hob er die Augen auf, und fuhr in einer heftigen Bewegung zurück, da er sie sah.

Sie verbeugte sich mit einer sanften süßen Freundlichkeit; aber er — als sähe er Geister — hielt das flammende Auge fest auf ihr Gesicht geheftet, und beantwortete ihre Frage: ob sie etwa die Frau von Welfenstein auf der Höhe treffen würde, nicht.

Sie fragte noch einmal, noch gütiger; denn der heftige Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, that ihr wohl. Er sagte endlich: er glaubte nicht.

Was sein Herz in Bewegung setzte, war eine auffallende Aehnlichkeit um Aug und Mund, die Eugenie mit der ermordeten Zezile hatte. Zwar verschwand dieser rührende Zug, sobald sie rebete,

dete, und erschien wieder dann und wann, wenn er auf einmal sie wieder ansah.

Da Eugenie fortfuhr, von der himmlischen Aussicht auf der Höhe und von dem einfachen und immer neuen Genuß der Naturschönheit zu reden, so nahm er eine solche Stellung neben ihr, als wollte er mit ihr gehen. Sie gab ihm nicht einen Augenblick Bedenkzeit, sondern ging redend weiter. Sie glaubte den Herrnhuter zu kennen; aber sie gerieth während des Gespräches wohl hundertmal auf den Zweifel, ob sie an den rechten Mann gekommen, so frei von aller Salbung blieb sein Gespräch, bis er ihr sagte: er lebe in des Kapitains Hause.

Sie fragte ihn, woher es kommen möchte, daß die Alten, so viel sie in Uebersetzungen gelesen, die Schönheit der Natur nicht bemerkt hätten.

„Die Natur in Griechenland und Italien ist überall und immer schön, und uur das Seltene ist schön. So liebt der Schweizer seine Berge, aber er lobt sie nicht. Auch waren die Alten mehr Bür-

ger als wir, und darum weniger Menschen. Auch ist bei unserer Liebe für Naturschönheit viel Nachäffung und kränklicher Reiz der Phantasie mit im Spiel."

„Sonach ist wohl fast nichts daran?" sagte sie lebhaft; denn sie fühlte so.

„Wer sie nur wie ein schönes Gemälde von Klande betrachtet, ja! Ein Alter sagte: daß der Anblick des bestirnten Himmels der schönste Beweis für das Daseyn Gottes sey. Ihm war der Anblick mehr als ein Gemälde."

Ob er in der Schweiz gewesen, war ihre nächste Frage.

„Mehr als einmal. Die Schweiz hat alles, was groß ist und schön. Ihre Alpen, ihre Thäler, und was mehr ist als das alles, ihre Geschichte, die aber, wie ihre Gletscher, immer kälter wird."

„Sie waren auch in Frankreich?" fragte sie, da sie oben auf der Höhe neben ihm auf der Bank saß.

Er warf statt der Antwort einen Blick voll einer so zärtlichen Trunkenheit auf sie,

der sie verwirrte, und versank dann in ein tiefes Nachdenken.

Nach einem tiefen Seufzer redete er von der schönen Aussicht fort, und er gab dem todten Gemälde vor ihnen durch seine Bemerkungen ein schönes Leben. Ein paarmal zeigte sich der Herrnhuter, aber so unschuldig, daß sie meinte, sie hätte eben so viel sagen können.

Er begleitete sie von der Höhe hinab, und an der Gränze verbeugte er sich und ging.

Die einfache, unterrichtende Unterhaltung mit ihm hielt Eugenien die ersten dreißig Schritte noch in einer angenehmen Empfindung. Sie gestand sichs, sie hatte nie ein so trunkenes, und doch so ruhiges Auge gesehen, als seines. Sein Betragen war anständig, fein, als wäre er ein alter Weltmann, aber doch wiederum so einfach, ein Bruder hätte mit der allergeliebtesten Schwester nicht einfacher umgehen können. „Wenigstens eine eigene Art von Herrnhuter," sagte sie lächelnd

— „und wären sie alle so, nun so ließ ich gern über meine Hand losen."

Sie war vergnügt über ihren Morgen, am meisten über seine gewaltsame Bewegung, da er sie zuerst erblickte.

Eugenie war mit sich selbst uneins über ihr Thun und Lassen der drei folgenden Tage, ob sie zu Welfensteins gehen sollte oder nicht. In der ersten Minute erfocht ihre gute Seele einen vollkommenen und leichten Sieg, und die böse verschwand unter dem Glockengeläute und den Tedeums des Sieges ganz.

Da aber tausend gegen eins zu wetten ist, daß wenn der arme Mensch zwischen der Lust und dem Recht drei Tage lang zu wählen hat, die Lust siegt, besonders wenn der Mensch sich auf den ersten, leichten Sieg verläßt: so ist am vierten Tage Eugenie vor dem Spiegel zu sehen, wie eine junge Herrnhuterin fromm — aber die fromme Kleidung hat so gut ihre Reize wie die buhlerischste — in Schwarz gekleidet; ihrem frommen, unschuldigen Gesicht am Spiegel zulächelnd

und dann ging sie, zum leztenmale wider-strebend, nach Welfenstein.

Malchen, die sie traf, war eben so weich, so bewegt, daß sie Eugenien mehr vergeben hätte, als Eifersucht, die eine Frau am leichtesten vergiebt, und sie sagte Eugenien die Ursach ihrer Bewegung: „Ahlenbach hat mir vorgelesen. William ist heute nicht zu Hause. Und wenn er liest, liebe Eugenie, o wenn er liest, meine liebste Eugenie, so ists, als wenn von allen Geheimnissen unsers Innern die Decke weggehoben würde. Der weiche Ton seiner begeisterten Stimme schlüge aus einem Marmorherzen den Funken der Liebe hervor."

Eugenie hielt argwöhnisch über Amaliens Rührung das Gespräch fest; aber Amalie hatte nichts zu verrathen.

Der Herrnhuter spielte oben auf seinem Zimmer und sang dazu. Dann wurde alles still. Er ließ sich nicht sehen.

Eugenie ging nachdenkend, aber auf einem Umwege, über die Höhe heim. Ihre geheime Ahnung, ihr noch geheime-

rer Wunsch wurde erfüllt; er saß da, und da er das Auge hob wurde er wieder eben so heftig erschüttert, und in seinem Innern noch heftiger als das erstemal, da er sie sah. Denn so wie Eugenie, schwarz gekleidet, ging Zezile neben ihm, um für ihren Vater zu reden.

In dieser Bewegung nahm er Eugeniens Hand, und sie hob sogleich das Gespräch an, und ließ ihre Hand in seiner, leicht und luftig, als wollte sie sie eben zurückziehen.

Sie standen ein paar Minuten vor der schönen Aussicht. Dann mitten im Gespräch fing sie an hinab zu gehen. Er ging an ihrer Seite.

Sie wendete das Gespräch auf die Heuchelei der Empfindungen, und ihr forschendes Auge auf seinem klaren Auge festhaltend, sagte sie: „Ich mag nicht vor einem Raphael in laute Bewnnderung ausbrechen, weil ich nicht weiß, wie viel davon meiner Empfindung gehört, wie viel seinem Ruhm. Wir mögen überhaupt wohl oft nicht wissen, wie viel bei den er-

habensten Empfindungen unser ist, wie viel der Eitelkeit, wie viel der Täuschung. Von Betrug will ich nicht einmal reden. Ich liebe die Gefühle, die in der Seele bleiben, und höchstens sich ein wenig im Auge spiegeln."

Sie selbst war während dieses Angriffs auf die Empfindung warm geworden. Sie legte ihren warmen Blick in sein schönes, frohes Auge und fuhr fort: „Ich habe zu Hause eine schöne Kopie der Magdalena von Guido aus Hopes Gallerie. Wenn ich Sünden zu bereuen hätte," fuhr sie lächelnd fort aber doch mit einer kleinen Erröthung — „so würde ich sie bereuen wie diese Magdalena. Ihre Reue ist ein seelenvoller Schmerz, der gewiß kein Geständniß für einen Dritten hat, mit der Hoffnung verschmolzen. Hunderte betrachten den Kopf, und schütteln ihren, weil sie nicht heult, nicht die Hände ringt."

Sie beobachtete ihn genau; denn ihre Worte, womit sie den Satz anfing: wenn ich Sünden zu bereuen hätte —

obwohl sie die Worte nicht vorsätzlich sagte, mußten in seiner Phantasie eine Menge Bilder hervorbringen, auf die sie merken wollte. Er aber sagte ruhig: „Reue kann ja fast nichts anderes seyn, als der feine Schmerz, daß man nicht besser ist, als man ist. Ein Verbrechen hat keine Reue, sondern nur Strafe. Denn wie viel besser sind unsere Entschlüsse, unsere Träume, unsere Wünsche, als unser Leben. Die Reue schaut in sich, nicht außer sich, denke ich, in die Zukunft mehr als in die Vergangenheit. Von Guido?" fragte er dann. „Ich war in Harlem. Doch erinnere ich mich kaum."

Endlich hatte sie ihn. Sie bat ihn, das Gemälde zu sehen, und er versprachs.

Er begleitete sie wieder bis an die Gränze ihres Gebiets, und auf dem Wege nach ihrem Hause, sagte sie zu sich selbst: „In der That, dieses schöne, klare Auge, durch das man auf den Grund dieser hellen Seele zu sehen scheint, kann keinem Heuchler gehören!"

Sie ließ die Heilige in ihr Kabinet hängen und ohne viel über die Absichten dieser Veränderung zu denken, stellte sie sich vor das Gemälde der Heiligen hin, faltete die Hände wie sie, und in ihrer Brust erhob sich ein besseres Gefühl.

Ach, waren denn nicht ihre Wünsche, ihre Träume, ihre Vorsätze recht oft besser gewesen, als ihr Leben? Ihr Inneres erhob sich immer mehr. Sie hatte bessere Träume, bessere Vorsätze.

Sie vergaß nur, was sie vor wenig Augenblicken gesagt hatte, daß oft die edelsten Empfindungen nicht dem Herzen, sondern den Umständen gehörten. Sie war jetzt eine doppelte Heuchlerin, ohne es zu wissen. Die Eitelkeit, die Koketterie hatte ihr Herz in Bewegung gebracht, und sie überredete sich, der Anblick eines hochedlen Mannes sey es gewesen.

Am Abend war das alles wieder vorbei. Der Herrnhuter war ein Herrnhuter wie jeder, und ein Mann wie jeder. Sie legte ihre Guitarre im Kabinet zurecht, eine angefangene Zeichnung, warf

ein paar Kleider in schöner Unordnung über einander auf den Sofa, der nur eng zwei Personen faßte; lauter Falleisen, Netze und Selbstschüsse für den hübschen Herrnhuter — „den ich nur demüthigen will!“ sagte sie — „weil er mehr seyn will, als ein Mensch.“

Ihr Herz schlug dennoch unruhig; aber sie streckte triumphirend die Hand nach dem Bilde aus, und rief: „Die Heilige hatte ja auch zu bereuen, und war eine Heilige!“

So gebraucht die Leidenschaft die Wahrheit zur Lüge.

Kurz, ihr Herz war in Bewegung. Sie hatte Langeweile. Ihres Mannes Briefe waren kalt, und am Ende dachte sie: „Eine Magdalene kann man immer noch werden!“

Man mache aus Eugenien ja keine Danae. Sie dachte bei allen ihren Anstalten an nichts mehr, als wenn eine Brünette Klatschrosen, und eine Blondine Kornblumen aufsetzt. Sie will bloß gefallen. Wie weit aber das führen kann,

daran denkt lachend der Teufel, das Mädchen nicht. Auch lachte der Teufel noch einmal; denn der Herrnhuter war in einer Stimmung gegen Eugenien, die zu dem Kabinette recht wohl paßte. Ihre schwarze Kleidung, ihre Aehnlichkeit mit Zezilen, die sein ganzes Herz mit allen Saiten, und allen Resonnanzen in eine zitternde Bewegung brachten, abgerechnet, hatte die einfache, natürliche Unschuld Eugeniens, neben diesem klaren Verstande, den ihr leichter Witz und die schnelle Lebhaftigkeit ihrer Gedanken schmückte, — ihr männlicher Geist, länger als eine Minute bei etwas anderem als einer Erzählung zu verweilen, und die freundliche Theilnahme, die sie ihm und seinem Gespräch bezeigte, seinen ganzen Beifall gewonnen. Sie sah ihn, wenn er redete, mit dem hellen Auge vertrauensvoll an, sie zerstreute sich nicht, wenn ein Mensch oder ein Schmetterling vorüberflog, antwortete nicht auf eine Nebenidee, und besann sich, ehe sie antwortete, troz ihrer Lebhaftigkeit: das hatte

ihm wohlgefallen, und hätte sie nicht eine Spur von Aehnlichkeit mit Zezilen gehabt.

Was er über Eugenien von Welfensteins gehört, hielt er für einen kleinen weiblichen Rang- und Reichthumsstreit zwischen den beiden Frauen. Denn der Kapitain und Malchen waren zu gut von Eugeniens Plan auf den Kapitain zu reden.

Ahlenbach schwieg so gut von seiner Bekanntschaft mit Eugenien als der Kapitain, und da Ahlenbach ging und kam; wenn er wollte, wegblieb, ohne daß ihn Malchen fragen durfte, wo er gewesen, so konnte er alle Tage in Lauingen seyn, ohne daß Malchen, oder der Rittmeister, oder sonst Jemand wußte, wo er gewesen.

Ahlenbach wollte nichts verbergen; verbergen nannte er die erste Hälfte des Betruges. Er schwieg, weil er zu schweigen gewohnt war, und so ging er den nächsten Morgen ruhig nach Lauingen zu Eugenien.

Eugenie empfing ihn nicht eben so ruhig; denn sie hatte ihm schon seit einer Stunde entgegen gesehen.

Sie führte ihn in ihr Zimmer, und ließ die Thüre zum Vorzimmer offen, in dem zwei ihrer Jungfern arbeitend saßen, und setzte sich vertraulich zu ihm. Sie war wieder ganz schwarz gekleidet. Die Jungfräulichkeit selbst, hätte nicht eine Falte ihrer Kleidung anders legen können, und das Gespräch hob da an wo es gestern abgebrochen war, bis denn endlich der Herrnhuter sie an die heilige Magdalena von Guido erinnerte.

„Ach ja!" sagte sie aufspringend — „ich habe das ganz aus den Augen verloren; aber Sie werden so gut seyn, sich nicht an die kleine Unordnung meines Kabinets zu stoßen, wo sie hängt." Sie ging durch ein anderes Zimmer, öffnete das Kabinet, und sie traten vor die Heilige hin.

Jetzt erinnerte sich Ahlenbach des Gemäldes sehr wohl. Er fand Eugeniens Bemerkung über den Charakter

der Heiligen treffend. Sie brachte ihn auf den kleinen Sofa zum Sitzen, und um ihn einige Handzeichnungen von eben dem Künstler zu zeigen, setzte sie sich zu ihm.

Es gefiel ihm weiter an der jungen Frau, daß sie weder nach seinem Herkommen und Auskommen fragte, nicht einmal, ob er verheirathet wäre. Sie fragte nach nichts, als nach dem Adel seines innern Menschen. Es gefiel ihm ungemein, daß sie, da sie das Buch mit den Zeichnungen suchte, die Guitarre, die unter einem Kleide lag, nicht weiter hervorschob, damit er mit der Frage hervorplumpen mußte: „Sie sind musikalisch." Die Frage aber war er fest entschlossen zu thun. Er wollte wissen, ob ihre Stimme und Gesang auch Aehnlichkeit mit Zezilens Stimme hätte. Zezile mußte den letzten Tag an der Marne dem Vater ihrer Mutter Lieblingsromanze vorsingen. Zezile sang sie, und alle Dreie feierten das Andenken der Mutter, nicht der Sängerin, so schön sie sang, mit einem wehmüthigen Schweigen.

An dem letzten Morgen, da sie eben in die Nazionalversammlung gehen wollte, lehnte sie das Haupt sterbend auf sein Herz, und sang mit ganz leisen Tönen die zwei letzten Zeilen der Romanze.

Sa tête s'est penchée à son
dernier soupir,
Et d'elle il n'est resté qu'un
touchant souvenir!

In dem Augenblicke, da er an diese zwei Zeilen dachte, an Zezilens rührende, weiche Stimme, hob er das Auge voll von einer Wehmuth auf Eugenien, die ihn beobachtete.

Ach, da sah er die Aehnlichkeit wieder, den Zug um den Mund, das von den langen Wimpern halb bedeckte Auge, das sich langsam gen Himmel aufschlug. So schlug es Eugenie jetzt auch auf; denn sie wußte, wie schön ihr das fromme Augenaufschlagen ließ.

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart irrend, beugte er sein Haupt auf Eugeniens Hand, und Küsse und Thränen bedeckten die Hand.

Eugenie wurde in der That bestürzt, denn diese Erklärung kam so ohne alle Vorbereitung, und mitten aus der höchsten Ruhe, aus einem Lächeln hervor.

Aber seine Täuschung dauerte auch nur einen kleinen Augenblick.

Er richtete sich empor, und mit dem trunkenen, nassen Auge, und über sich selbst lächelnd, sagte er: „Sie würden mir verzeihen, gnädige Frau, wüßten Sie, welche Begebenheit aus meiner Vergangenheit mich so schnell bewegte und warum."

Sie wollte nicht fragen, welche und warum? Denn ihr Herz, was recht unruhig klopfte, war jetzt gar nicht vorbereitet auf sein warum, denn sie dachte nur an Eins.

Sie hob also sogleich hell lächelnd an: „Ja, es ist seltsam, von welchen vielfachen, äußern Getrieben unser Inneres bald traurig, bald fröhlich bewegt wird. O ich weiß das, wer weiß es nicht?"

„Und so möchte ich sie bitten," fuhr er fort, ohne ein Wort von ihr gehört zu haben — er zog die Guitarre hervor, stimmte

stimmte sie mit tiefsinnigem Blick, durchlief die Saiten mit ein paar schönen Akkorden, legte sie dann mit einem noch tiefsinnigerem Blick in Eugeniens Arm, und bat sie um zwei Zeilen von irgend einem Gesange.

Eugenie warf einen zweideutigen Blick auf den Herrnhuter, der wahrscheinlich selbst gebeten seyn wollte.

Sie sang ein Lied an die Sehnsucht.

Sein Haupt sank immer tiefer auf die Brust. Aus seinem Auge tropfte langsam eine Thräne nach der andern.

Er legte ohne aufzusehen seine Hand auf die ihre, um sie aufzuhalten. Sie schwieg, warlich in Erstaunen über des Herrnhuters Weise.

Sie stand auf, sich besinnend; sie verließ das Kabinet. Da nahm er die Guitarre, griff Akkorde, und sang zu Traueraccorden mit leiser schöner Stimme die beiden französischen Zeilen.

Seine Hand ruhete dann auf den Saiten. Sie sah ihn durch die Thüre. Er stand auf, und eben, da sie wieder hinein gehen

wollte, kam er hervor, eilte rasch durch das Zimmer, durch die andern, und war verschwunden.

Sie sah ihm erstaunt nach, und sagte: „Ist das Herrnhuter Manier, beim Himmel! so schickt unsere Hofleute bei ihnen in die Lehre! Aber — fuhr sie nach einer Pause fort, und pochte mit dem Finger vor die Stirn, und legte dann die Hand auf das Herz — aber — ist es Ernst, nun so sey der Himmel meinem Kopfe oder meinem armen Herzen gnädig!"

Sie setzte sich in das Kabinet, übersann noch einmal die französischen Worte. Sie brachte die beiden Verse richtig zusammen, die Melodie auch so ziemlich. Sie legte auf einmal die Guitarre neben sich nieder und sagte: „So wars wohl gar nur die rührende Erinnerung an eine alte Geliebte! Aber was hat meine Hand, daß er sie mit Küssen und Thränen bedeckt, damit zu thun? — In der That, man muß Leuten von diesem Schlage viel zu gut halten. O wie viel gäbe ich, zu wissen, was in diesem Herzen vorgeht. Denn

dieses Herz lohnt sich der Mühe zu kennen oder gar keins!"

Sie sah ihre Heilige an, und sagte tiefsinnig: „Ich möchte wohl wissen, ob die Heilige auch eine Untreue zu bereuen hatte." Sie erschrak, indem sie es sagte. Der Schrecken machte sie ein paar Tage behutsam. Aber sie wollte doch wissen, wie weit ein Herrnhuter gehen könnte, und so zeichnete sie sich selbst die Gränze vor, wie weit sie gehen könnte, und über die Linie schwor sie sogar sich und der Heiligen nicht einen Zoll breit zu gehen.

Daß sie nun Amalien fleißig besuchte daß aus der siegenden, verschwenderischen, alles verspottenden Dame, eine einfache, gefällige, sanfte, züchtige Hausfrau wurde, die für Welfensteins paßte, versteht sich; daß sie die Augen weit aufmachte, da sie den Kapitain, der sich sehr wohl auf Männerwerth verstand, wenn auch nicht auf Frauen, von Ahlenbach reden hörte, von seinem starken Herzen, von seinem hellen Kopfe, von seiner unbefleckten Ehre, von seiner Treue

gegen sein Wort und gegen die Menschen, von seinem tiefen und raschen Gefühl, das er sonst unter Spott und Lachen verhüllte, und das jetzt zu einer ruhigen Liebe für alle Menschen geworden war.

„Man sollte denken, ein Mann so groß und edel, wie Sie ihn beschreiben, müßte glücklich seyn, und er scheints nicht.“

Der Kapitain brach mit einem Seufzer ab und ging.

Amalie sagte: „Sieh, so bricht mein Mann allemal ab, so oft ich frage: was ist ihm denn?“ Und nun fuhr sie fort in Ahlenbachs Lob: wie schön er sey, und wie fein in seinem Benehmen: Daß er englisch rede, fast so gut, wie William, und französisch und italiänisch viel besser als William. Und wie er, ohne je zu befehlen, Herr sey im ganzen Hause, selbst Williams Herr, der doch wohl wisse, wie ein Mann, was Herr sey; wie die Kinder, und sie selbst — setzte sie ein wenig verlegen hinzu — das Herz nicht hätte, ihm zu widersprechen. Wie er

wohl nur darum nicht liebte, weil er noch nie ein Mädchen gefunden, die den innern Stolz gehabt hätte, sich an seine Seite zu stellen.

„Aber wie lange kennt Dein Mann diesen Vogel Phönix?“ fragte Eugenie schelmisch.

„Seit sieben Jahren. Er ist der einzige Mann, den William Du nennt, und er sagt: Ich begreife nicht, wie ich ihn je anders genannt haben könnte.“

Von seiner Ruhe gegen das weibliche Geschlecht dachte Eugenie ein wenig anders als Amalie; aber, da sie ihn oft in Welfensteins Hause sah, mußte sie wenigstens alles übrige zugeben, und gab es mit desto größerem Vergnügen zu, da sie jedesmal, wenn Ahlenbach ins Zimmer trat, sah, daß ihr Anblick ihn ergriff, und so sichtlich, daß Amalie es bemerkte.

Jede Frau ist ein wenig eifersüchtig auf jeden Mann, den sie achtet, wenn sie selbst auch nicht den kleinsten Anspruch auf ihn macht. Er soll die nicht lieben,

jene nicht, nicht eine einzige von allen. Welche könnte den Mann verdienen, wenn sie ihn nicht verdient hat?

Sie sagte, was sie bemerkt hatte, mit einer Art von Eifer zu William.

Er lächelte ein wenig über Malchens Eifer, und sagte: „Sey Du ohne Unruhe, Malchen. Du hast einen scharfen Blick, wie ich sehe; aber sey ruhig! Ahlenbach hat einen Talisman, der ihn sichert."

Malchen schüttelte ungläubig den Kopf. „Lieber William, glaube mir, es giebt keinen Talisman für so etwas."

„Du hast ihn auch, liebes, treues Malchen, denk ich."

Malchen wurde ein wenig beschämt. Aber sie fragte weiter: „Darf ich den Talisman nicht kennen?"

„O ja! Ein Schnupftuch."

„Ein Schnupftuch?"

„Ja; aber denke an Othellos Schnupftuch. Es ist köstlicher als das. Die Hand der Schicksalsgöttin hat es gewebt, Malchen. Es wurde mit den

Thränen eines unschuldigen Engels weiß, und mit dem unschuldigsten, reinsten Menschenblut roth gefärbt, und so gab es die Parze Ahlenbach, und sagte: Verwahr es! So lange Du es trägst, wird keine irrdische Lust Dein Herz bewegen, und die Erde wird Dir der Himmel seyn."

„Du scherzest, William."

„Ich scherze wahrhaftig nicht, Malchen. Könnte Ahlenbach nur wanken, Malchen, so glaube ich auch nicht mehr an Deine Treue, an keinen Talisman, und brächte ihn ein Engel vom Himmel herab. Ein Schnupftuch! sage ich!" fuhr er sehr ernsthaft fort — „heilig, Malchen, wie die Zeichen des Ueberirrdischen. Glaube mir, das Schnupftuch ist so heilig, wie irgend ein heiliges Symbol auf Erden."

William war so ernst dabei geworden, daß Amalie nicht zu lachen wagte. Aber herausbringen konnte sie auch nichts weiter.

Ahlenbach hatte dem Kapitain Eugeniens Aehnlichkeit mit Zezilen er-

zählt. Das war alles. Aber er verschwieg, daß er aus dieser Aehnlichkeit den Glauben nahm, Eugeniens Herz müsse auch dem Herzen seiner Geliebten ähnlich seyn. Ahlenbach gerieth in eine erschütternde Bewegung, wenn er an Eugenien dachte, und diese Bewegung wurde sogar stärker, wenn er das Zauberschnupftuch hervorzog. Und dennoch hatte der Kapitain Recht; denn es war keine irrdische Lust, die sein Herz bewegte.

Ahlenbach hatte in Eugenien ein schönes Bild seiner Vergangenheit, und bei jedemmale, da er sie sah und hörte, hatte sie einen Zug mehr von Zezilen, und ihre Stimme einen Klang mehr von Zezilen.

O das mußte ja sein Herz übermannen, in seiner Brust mußten ja alle Quellen der Liebe, der allerzartesten und der allermächtigsten, wieder hervorquellen. Es war ihm oft, als redete er mit dem seligen Geiste seiner Zezile, wenn er eine Zeitlang den Klang ihrer Stimme behorcht hatte, und in dieser Idee, die

wie ein schmeichelnder Traum die Seele nach und nach aus den irrdischen Räumen in höhere Zonen trug, mußte auch sein Gespräch erhabener werden, sein Blick trunkener, sein Ausdruck prophetischer, seine Stimme begeisterter.

Mit einem frohen, schelmischen Triumpfe im Herzen, wartete Eugenie mit jedem Augenblicke, daß der fromme Herrnhuter sammt seiner Begeistetung sich in einen heißen, begeisterten Liebhaber verlieren würde; aber nein! Nicht selten trug er sie auf seinen Engelflügeln mit sich empor, und der schelmische Triumph in ihrem Herzen löste sich in ein paar wahre, ächte Thränen in den trunkenen Augen auf.

Sie wußte nicht, wenn sie einsam über dieses seltsame Verhältniß nachdachte, ob sie den Herrnhuter zu einen Menschen, oder er sie zu einer Herrnhuterin machen würde.

„Am Ende,“ rief sie zuweilen lachend — „ists ganz eins, wem das Kunststück gelingt.“

Das Kunststück gelang dem Herrhuter zwar nicht — denn schlug sie Morgens die Augen auf, um aus dem Wetter zu sehen, ob sie ihn heute finden könnte, so rief sie auch: „ein Betrüger ist er, und könnte ich nur begreifen, wie dieser Mann mit einem so hellen Kopfe sich selbst so betrügen kann? Aber ein betrogener Betrüger ist er!“ Am Abend, wenn sie von ihm kam, und der unendliche Himmel mit den ewigen Sternen über ihrem Haupte hing, so konnte sie doch manchmal mit einer Art von Unruhe fragen: „und wie? wenn er kein Betrüger wäre?“ Da aber das, was der Mensch am Morgen denkt, wenn er erwacht, nie aus seiner Seele kommt: so hat ihr Seufzer am Abend nicht viel zu bedeuten. Genug zu einer Herrnhuterin machte er sie nicht; aber seine verwünschte Schwärmerei, die Erhabenheit seiner Lehren, brachte doch eine Veränderung in ihrer Seele hervor, die zuletzt so mächtig wurde, daß sie sich ganz heimlich gestand: sie liebte diesen Schwärmer, nnd was ihr selbst seltsam schien: ihre Liebe gegen ihn

war besserer Natur, als sie je Liebe gefühlt hatte.

Sie kämpfte mit der Verworrenheit dieser Gefühle in ihrer Seele, und mit allen Waffen, die ihr Leben in der Welt, ihre Philosophie, die Grundsätze ihres Vaters, ihre Lektüre ihr geben konnte. Aber sie fand sich dennoch nicht heraus. Sie fühlte doch immer den Wunsch, es möchte so seyn, wie dieser Mensch das Leben sah. Und da gerade jetzt die Nachricht ankam, daß ihr Mann eine Mätresse nahe bei jedem Hauptquartiere mit sich herumführte: so konnte sie unbedenklich, sogar triumphirend, vor das Bild ihrer Heiligen treten, und der die Unruhe, den Kampf vorrechnen, den ihr ihr Umgang mit dem Herrnhuter gekostet hatte.

Sie fühlte nun, daß sie den Mann liebte, und mit allem Feuer einer ganz neuen Seele.

Diese neue Liebe führte sie, statt in die Gärten der Armide, in die Gärten der Hesperiden, unter die Hirtinnen

Arkadiens, in ein Paradies voll Unschuld und der edelsten Empfindungen.

Sie wurde empfindsam, und lachte nicht darüber.

In manchen Minuten lächelte sie dennoch, und mit Verdruß, daß sie noch immer nicht ihre vorige Philosophie aufgeben konnte, und daß ihre Liebe, und die Liebe des Herrnhuters doch auch nichts sey, als eine schönere Täuschung, die sich auch in Nichts auflösen würde.

Aber — aber — Eugenie! Du hattest bald mit anderen wichtigern Dingen zu kämpfen.

Sie liebte; aber sie wollte sich die Entschuldigung nicht entgehen lassen, sich vertheidigt zu haben, und dennoch — dennoch kam der Herrnhuter nie einen Schritt näher. Er blieb an der Gränze der tiefsten Ehrerbietung, des zärtlichsten Vertrauens stehen. Er sah in ihr nur ein höheres Wesen, das er zu einem Engel emporheben wollte, und sie wollte, er sollte eine Besiegte aus ihr machen.

Sie that alles mit furchtsamer, behutsamer Kunst, was die Liebe, und ihre bessere Empfindung, jetzt erlaubte; aber vergebens. Sie überließ es seiner Liebe, an der sie nicht zweifelte, wenn ihre scheue Kunst nicht zureichte, sie überließ es der Zeit, da seine Liebe nicht genug war; aber vergebens. Sie, sie konnte doch nicht begreifen, warum er stehen blieb. Sie kam einmal rasch auf den Gedanken, wenn sie betrogen wäre! Himmel! betrogen!"

Sie trat in der unangenehmen Betäubung der Liebe, der heftigsten Liebe, ihrer Zweifel, einen starken Schritt ihm entgegen, und Ahlenbach mit einem tiefsinnigen Blick einen eben so großen Schritt zurück.

Er kam seltener. Seine Begeisterung stand, das sah sie, unter der Aufsicht einer Art von Mißtrauens. Er suchte nicht mehr die Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn. Er vermied sie.

Ahlenbach fühlte nicht das kleinste Mißtrauen gegen Eugeniens Charak-

ger; denn wie konnte er einer Frau miß-
trauen, die Zezilens Lächeln hatte und
mit ihrer Stimme redete. Aber er fühlte
ein gerechtes Mißtrauen gegen sein Ver-
hältniß mit der schönen, so leicht bewegten,
so gefühlvollen Frau.

Er fühlte, so bald sein Nachdenken
auf diesen Weg geleitet war, die Unvor-
sichtigkeit seines so vertrauten Umgangs mit
einer Frau, deren Mann abwesend war.
Er zog sich immer mehr zurück, und er
that wohl; denn wer kann sagen, ob sein
Talisman ihn aus allen gefährlichen La-
gen, worin sein eigenes Herz ihn verwi-
ckeln konnte, unschuldig heraus gezogen
hätte.

Diese Schritte geschahen so rasch auf
einander, daß der armen Eugenie kein
anderer Gedanke übrig bleiben konnte, als
der: „Ich habe mich ihm angeboten, und
bin — zurückgewiesen!"

Sie rechnete noch eine Zeit lang dar-
auf, die Liebe sollte ihn zurückführen;
nicht weil sie ihn liebte — denn der Ge-
danke abgewiesen zu seyn, reißt aus dem

weiblichen Herzen die Liebe mit den Lebenswurzeln aus — sondern um ihn mit dem ganzen stolzen Hohn ihres Ranges, und seiner lächerlichen Anmaaßung von sich wegstoßen zu können. Dieser Triumph sollte die Wunde in ihrem Herzen nicht heilen; denn diese Wunde heilt nicht; aber sie wollte seinen Triumph schmälern. Aber der Betrüger blieb in einer so schlau berechneten, ehrerbietigen Ferne von ihr stehen, daß ihr giftiger Pfeil der Rache ihn nicht erreichen konnte.

Und er blieb in einer so wahren Ehrerbietung gegen sie stehen, sie sah nie an ihm einen Blick der Ueberhebung, oder des allerkleinsten Triumphes, daß sie zuletzt wieder an ihm irre wurde. Sie wurde in Welfensteins Hause vor wie nach, und jetzt mehr als jemals, mit freundschaftlicher Achtung empfangen, mit warmen Zutrauen behandelt, daß sie wenigstens bestimmt wußte, ihre Schande war nicht über seine Lippen gekommen.

„Aber Er, Er, weiß es doch!" rief sie heftig. „Er!" und ätzendes Gift fuhr

in ihrem Herzen auf. Aber das Räthsel konnte sie nicht errathen.

Eugenie legte wieder roth auf gegen eine schnelle Ueberraschung. Sie war heiterer als je. Sie behandelte den Herrnhuter mit der feinen Artigkeit, sogar mit dem gutmüthigen Scherz einer alten Bekannten.

Ahlenbach wurde in seinem Glauben, daß jener bedenkliche Augenblick nichts als eine Ueberraschung ihres warmen Herzens, der sie selbst nicht gewahr geworden sey, gewesen war, immer fester.

So kam Eugenie einen Tag zu Amalien. Ahlenbach saß neben ihr.

Amalie rief ihr mit einer großen Lebhaftigkeit entgegen: „Gut, daß Du kommst, Kusine. Ich habe Dir etwas zu sagen." Ahlenbach bückte sich, und ging. Und nun hatte Amalie Eugenien nichts zu sagen, was nicht die ganze Welt hätte hören dürfen. Dagegen bemerkte sie in Amaliens Augen, die sonst so hell und klar waren, ein ungewöhnliches Feuer, und auf den Wangen

eine höhere Röthe als gewöhnlich. Dazu kam, daß die Magd Eugenien beim Eintritt sagte, der Kapitain sey mit Joachim weggeritten. Die Frau sey ganz allein.

Aber das alles hatte Eugenie nur gesehen und gehört. Es fiel ihr erst auf, da sie lachend ihre Hand an Amaliens Wange legte, und sagte: „wie warm!“

„Ahlenbach hat mir vorgelesen,“ antwortete Amalie — „und Du weißt ja, wie er liest.“ Sie zeigte auf das Buch, das noch aufgeschlagen da lag.

Eugenie nahm es auf. Es war eine Abhandlung des Grafen Rumford über den Heerd in der Küche Amalie saß in Gedanken, in recht tiefen Gedanken, und sah es nicht.

Eugenie sah erst jetzt das Feuer in der Kusine Augen, hörte die Bewegung in ihrer Stimme und verglich es mit dem Buche. Sie fragte nicht weiter, sonst hätte sie gehört, daß Ahlenbach einen Augenblick vorgelesen, nnd dann Amalien die rührendste Begebenheit erzählt

hatte, bei der Amaliens Herz in der höchsten Rührung zerschmolz.

„Was ist das?" dachte Eugenie. „Das Auge voll Flammen? die Wange so heiß? und sie so tiefsinnend als sänne sie über das Wohl der Welt? und das Buch dazu? —"

Amalie hob mit einem tiefen Seufzer an von Ahlenbach zu reden, und mit einem Feuer, was ihr selten war. „Er hat," fuhr sie eifrig fort — „glaube ich, alles Irrdische abgelegt."

„Meinst Du?"

„Ja, er schwebt, wie der Paradiesvogel, immer in reinem Aether, ohne je die Erde zu berühren."

„Auch nicht, wenn er vorliest?" Sie legte die Hand auf das Buch.

„Gewiß nicht, Eugenie; Du solltest das so gut wissen, wie ich, wenn auch gleich Dein Umgang mit ihm jetzt kälter ist als anfangs."

Eugenie hatte Mühe, ihr Lächeln fest zu halten.

Der Gedanke, Amalie sey ihre triumphirende Nebenbuhlerin, drang wie ein verheerender Bliß in ihre Seele.

„Er ist ein gefährlicher Mann, Amalie!" sagte sie fast spottend.

Amalie lächelte: „Und ihm ist nichts gefährlich!"

„Gar nichts?"

„Gar nichts!" das sagte Amalie, Eugeniens Spott zu vergelten, mit einem ironischen Augenwinken.

Amalie war unschuldig; aber in Eugeniens Seele stieg das Gift, sich so verhöhnt zu sehen von Amalien, und die Gewißheit, daß Amalie wußte, sie habe sich dem Herrnhuter angetragen. Und da eine Kokette die Göttin Unschuld selbst als die feinste und gefährlichste Kokette betrachten muß, so schien ihr eine geheime Liebe zwischen Ahlenbach und Amalien gewiß, und noch gewisser, da sie nachher zehn Schritte von Welfensteins Hause entfernt, Amalien an Ahlenbachs Arm in den Eichenwald gehen sah.

Sie legte beide Hände auf das schwellende Herz, und sagte: „Die Unschuld selbst, und ein Heiliger! Und ich? ich? O!“ —

Sie kleidete nun geschäftig die ganze Begebenheit von Anfang an in die giftigsten Farben, um das Recht zu haben, ihre Rache so weit zu treiben, als möglich.

Sie machte hundert Plane, und verwarf sie alle wieder. Sie lief alle Leidenschaften, die sie erregen, jedes Unheil durch, das sie stiften konnte: keins schien ihr feindlich, zerstörend genug für ihre Empfindung.

„Nun, ich bin nicht die Tugend selbst,“ rief sie, da sie sich in eben das Kabinet eingeriegelt hatte, was der Zeuge ihrer Schande gewesen — „aber lebte die Heilige, so könnte ich ihr sagen: ich bedarf Deiner Reue nicht. Wen habe ich beleidigt ungekränkt? Wen? Und diese reine Seele, diese warme, sanfte Unschuld jenes Weibes ersinnt den höllischen Plan, mich zu verhöhnen! Sie! ja sie war es, die mir den schlauen Heuchler zusendete,

eine schwache Minute in meinem Herzen auszuspähen, und sie, die Bettlerin, betrügt, entehrt den edelsten Mann, dessen Herz sie mir stahl; Himmel! noch immer weiß ich nicht, mit welchen täuschenden, verläumderischen Künsten! Uns nennen diese Heuchler, mit der Maske der Tugend vor dem Gesicht, Sünder! Uns, weil wir ihnen von Zeit zu Zeit die Maske abziehen! O wir sind Engel gegen Euch, und Ihr seyd schlimmer, als die bösen Geister der Hölle; denn die nennen sich nicht Engel!"

In dem Augenblicke sah sie den Kapitain von der Höhe herabreiten, und ihr Entschluß war gefaßt.

Sie flog hinab. Er mußte an dem Garten weg. Sie trat aus der Gartenthüre, da er eben heran kam.

„Ach Herr Kapitain — doch Sie ververlangen wohl nach Hause, sonst —"

Der Kapitain war vom Pferde, zu hören.

Eugenie hatte Briefe von ihrem Vater aus Pyrmont bekommen, mit

dem Auftrage, Schriften nachzusehen, die aber ein Geheimniß bleiben sollten. „Ich," sagte sie lachend — „finde mich troß aller Mühe nicht heraus. Und ich weiß Niemanden, dem ich meines Vaters Geheimnisse vertrauen kann, als —"

„Mir! mir, liebe Kusine."

Die Sache war wahr, und der Kapitain setzte sich an die Schriften, und Eugenie gab ihm gegenüber sitzend Auskunft von dem, was sie wußte.

Sie bat ihn jetzt aufzuhören, und sie plauderten von alten Zeiten. Er fragte nach ihrem Manne. Eugenie antwortete seufzend: „Gott bewahre alle Menschen vor Eifersucht! Und keine menschliche Schwachheit ist gewöhnlicher als Untreue. So sollte man daran gewöhnt seyn; aber —"

„Es ist das schrecklichste im Leben, Eugenie. Ich kenne keinen hassenswerthern, häßlichern Teufel, als den Teufel der Eifersucht; doch, den der Untreue. Der ist der häßlichste."

Jetzt sagte sie bedeutend die Worte aus Othello: „Then beware, mylord, of jealousy!“

Der Kapitain sah sie jetzt an; aber er lächelte. „Davor bewahrt mich Amaliens Herz!“ sagte er.

„Oder Ihr verdachtloser Charakter, Kusin, oder Ihre eigene Treue, oder — was weiß ich? Dem Herzen würde ich nicht trauen. Die Liebe kommt, man weiß nicht wie, und geht, man weiß nicht wie. Keiner glaubte mehr als ich, und keiner wurde mehr getäuscht, als ich.“

„Armes, armes Weib!“ sagte der Kapitain höchst mitleidig.

„Wohl arm, recht arm! Ach, ich wollte ich wüßte nichts, wie tausend Andere. Denn ist der nicht reich, der sich reich dünkt? Ach, ich wollte, ich hätte Ihr Blut, in dem kein Tropfen Galle und Eifersucht fließt. Ich wollte, ich könnte glauben, der Mann hätte zu viel Ehre, um sein Weib zu betrügen, und jede Frau wäre so treu, als sie den Schein der Treue zu nehmen versteht! O, o, Ka-

pitain, man sollte seinen Mann nicht einen Augenblick aus den Augen lassen! Die wetterwendischen, treulosen Menschen! Der Seufzer, der trübe Blick eines Fremden kann dem reinen Golde der Treue einen falschen Zusatz von geheimen Wünschen geben. Diese geheimen Wünsche, die so süß sind, weil sie geheim sind, fallen wie fruchtbare Saatkeime in das Herz; Seufzer schwellen sie, Thränen begießen sie, bis die Untreue erwachsen da steht. O könnt ich jede Frau fragen: warum ließest Du Deinen Mann einen Augenblick aus den Augen? Ich könnte Sie fragen: warum ritten Sie eine Stunde lang von Hause weg? O Treue, du allerzerbrechlichstes kostbares Gut des Lebens; und ist sie zerbrochen, so verhüllt den Bruch eine neue Untreue, ein neuer Betrug! O fahr hin, du treuloses Geschlecht! fahr hin! Kapitain, warum ritten Sie weg? Hüten Sie Ihr Haus, hüten Sie, was Sie lieben; denn die Liebe ist unbeständiger, als das Meer!"

Eugenie sagte das, als wäre ihr Herz gebrochen, so wehmüthig, und doch wendete sie zuweilen das Auge so scharf auf ihn, als meinte sie ihn mit.

Es wurde ihm unheimlich. Er nahm seinen Hut und Degen und ging.

„Was der Teufel!" sagte er stillstehend auf seiner Gränze — „wars doch fast, als meinte sie mich so gut als sich selbst! — Pah!" rief er — „sie kennt ihre Welt, und nicht meine. Amalie — Ahlenbach —" Er hatte kaum die Namen genannt, so dachte er an Ahlenbachs Talisman, und sein Herz war ruhig, wie zuvor.

„Die Arme! dem weiblichen Herzen möchte ich nicht trauen; aber Amalien! O Dir, Dir traue ich, und legte ein Engel Zeugniß gegen Deine Treue ab. Und Ahlenbach! So ein schöner Mann er ist, so sehr er Amaliens Vertrauen hat — Pah! Sie mag wohl unglücklich seyn, die arme betrogene Frau."

Er ging weiter.

Eben wollte er aus dem Gebüsch hervortreten, da kam seine Frau an Ahlenbachs Arm unter den jungen Eichen hervor. Er hatte sie hundertmal so gehen sehen, ohne daß es ihm aufgefallen war. Jetzt fiel ihm die Vertraulichkeit auf, mit der sie neben einander hergingen, Auge in Auge gerichtet; jetzt standen sie, als wäre ihr Weg zu kurz für ihr Gespräch. Jetzt gingen sie ein paar Schritte, und er faßte Amaliens Hand.

Der Kapitain sah mit finsterm Blicke zu. „Teufel!' rief er — „wenn die Prophetin Recht hätte! Aber nein! Ich bin ein Narr. Fahr zum Teufel, schändlicher Verdacht! Fahr zur Hölle!"

Der Kapitain, der in der Welt und in der allerverderbtesten, in London, reine Sitten bewahrt hatte, hatte dennoch Dinge erlebt, daß er schwor, aus der großen Welt nie eine Frau zu nehmen. Denn er fühlte, er war von Eifersucht gar nicht frei.

„O beware of jealousy!" rief er jetzt muthig; aber rascher ging er doch zu

Hause, und sagte murmelnd noch zweimal: „O Treue, du allerzerbrechlichstes Gut des Lebens! Hätte ich Dich verloren; so fahr hin, Leben und alles!"

Da aber Ahlenbach ihm entgegen trat, das helle Auge so frei, so ruhig auf ihn richtete, seine Hand ergriff: so zerfloß alles, wie ein närrischer Traum. Er warf sich mit Inbrunst in Ahleubachs Arme, und nannte ihn zehnmal: „mein treuer, edler Ahlenbach!" Er war gegen Amalien zärtlicher als je. Die Huldigungen der entzückten Liebe flossen von seinen Lippen. Und doch blieb eine ganz kleine Unruhe anf dem Grunde seines Gemüthes, die wie die Verläumdung aus jedem unschuldigen Umstande Gift saugt.

Da Joachim am Abend beim Ausziehen stumm war fragte er hastig: „Was giebts? Joachim, was ist? Weißt Du etwas? Hast Du etwas gemerkt?"

Joachim sah seinen Herrn jetzt an, und fragte: „Was soll ich gemerkt haben?"

„Du, Du wirst nicht von mir abfallen! Du nicht!“

„Herr Kapitain, ich nicht! Das weiß Gott, und fiele heute die ganze Welt von Ihnen ab.“

„Die ganze Welt —“ wiederholte der Kapitain die Augen verfinsternd.

Am andern Morgen war alles vorbei. Er dachte lachend an seine Unruhe. Er fragte, um sich recht einen Narren heißen zu können, nach Amaliens Unterhaltung gestern während seiner Abwesenheit. Amalie erzählte unschuldig, daß sie mit Ahlenbach allein gewesen; daß Eugenie sie mit ihrem Besuche gestört.

„Komm, o komm, unschuldiger Engel, komm an meine Brust!“ rief er, um dem Teufel zu begegnen der in seiner Brust eben die Flügel wieder regen wollte.

In jedes Menschen Brust, auch in der reinsten, wohnt ein dunkler Dämon, unbemerkt und still der aber auf einmal hervorstürmt und die ruhige Brust mit sei-n Stürmen wilder Leidenschaft, oder

mit dunkeln Quaalen füllt. In des Kapitains Brust hieß dieser Dämon Eifersucht. Er kannte diesen Dämon recht wohl.

Da er von dem General Popham Abschied nahm, sagte der General: „Gehen Sie, Kapitain, und seyn Sie glücklich. Sie werden es seyn: nur bewahre sie der Himmel vor der Eifersucht!"

Das hatte er in einer vertraulichen Stunde, ehe er Amalien kannte, Eugenien erzählt, da sie fröhlich scherzend einen Katalog seiner bösen Eigenschaften haben wollte. „Ich möchte sagen, Fräulein," fuhr er fort — „ich habe nicht Eine böse Eigenschaft, als diese; aber dafür läuft sie auch wie ein Tausendfuß auf zehntausend Füßen, hat tausend Arme wie die Giganten zum Zerstören, einen Athem von Flammen, und tobt ärger, als das chinesische Meer."

Er wurde schon heftig, da er nur von der Eifersucht redete. Eugenie zitterte vor der Leidenschaft des Mannes, dessen Frau sie zu werden dachte. Seine Worte

drückten sich in ihre Seele, und mit dem Wunsche, daß es gelingen möchte, warf sie die Flammen in seinen Busen.

Der Kapitain war den Tag sanft wie der Engel der Sanftmuth, freundlich wie die fromme Unschuld. Seine Stimme waren Flötentöne. Er benannte heute seine Frau mit alle den alten schönen Namen der Flitterwochen; denn er fühlte ja zum Henker, wie Unrecht er Amalien in einer eiternden Stelle seines Herzens that; aber nebenher trieb er doch Aufpasserei. Er behorchte die Stimme seiner Frau, wenn der Nahme Ahlenbach genannt wurde. Er erröthete statt ihrer. Er rief auf seinem Zimmer: „O könnt ich nur Einen kleinen Blick in ihr Herz thun! Und was wäre dann mein Glauben an ihre Tugend? O ist denn dieser Glauben nicht die schönste, theuerste Gabe des Himmels, der Natur?“

Er spielte ein Furioso und dann kam er wieder wie ein Schäfer Arkadiens seiner Frau.

Hundertmal fiel ihm ein, daß sein Geschäft in Lauingen mit den Papieren noch nicht beendigt sey.

„Der Henker traue dem Kätzchen! Kanns nicht die alte Rache seyn?"

Er blieb drei Tage weg, bis ihn endlich Eugenie erinnern ließ. Er schob dennoch den Besuch noch drei Tage auf, und da er endlich ging, ging er gerade wie ein Bär auf einer Wiener Thierhetze zum Kampfe; den Kopf schüttelnd und brummend und in seinem Innern lief wie im April Sonnenschein hinter dunkeln Wolken, und hinter Maiwärme Frostwetter weg.

Denn zum Henker! man bedenke nur, der alte, ehrliche Jäger zu Lauingen hatte den Kapitain darauf angesehen, und während einer Unterredung von zehn Minuten dreimal gesagt, und wie bedeutend: „Hol der Henker die Weiber! Keine taugt!"

Der Kapitain bedachte nicht, daß er den Jäger, um auf den Busch zu klopfen, ein paar Weiberstückchen erzählt hatte.

Und doch hatte er nicht ganz Unrecht; denn aus Eugeniens Vorzimmer waren Winke, halbe Erzählungen, durch die fünfte und sechste Hand von Amaliens verdächtigem Umgange mit dem Herrnhuter, ganz unverdächtig bis zum ehrlichen Jäger und von dem zu Joachim gegangen.

Joachim hob die Schwurfinger an beiden Händen gen Himmel, besorgt für die Ehre seines Herrn und Amaliens und des rechtschaffenen Ahlenbachs, verschwor sich in die unterste Hölle, wenn an der dummen Geschichte nur ein Tittel wahr wäre.

Der Jäger schüttelte wehmüthig den Kopf, und behauptete, daß der Teufel geschäftig, Amalie jung, Ahlenbach liebenswürdig, und der Kapitain jeden Tag einige Stunden auf dem Pferde wäre.

Joachim schwor noch viel ärger, eben da er anfing, es wahrscheinlich zu finden, und nun hatte die unschuldige Amalie wieder einen Spion mehr, dem es

ging,

ging, wie allen Spionen: sie finden, was sie fürchten.

Der Kapitain kehrte ohne Eugenien zu sprechen dicht vor Lauingen um.

„Ich stehe ohnehin bis an die Brust in Flammen," sagte er — „das falsche Kätzchen da, soll nicht zuschüren."

Er las zu Hause den ganzen Othello durch.

Er stand bekehrt und erheitert von dem Trauerspiel auf.

„Und spie die Hölle aus ihrem Abgrunde tausend Jagos an mein Ohr, und redete jede Zunge mit der Zunge der Wahrheit: so glaube ich nichts, gar nichts! Das Schnupftuch mit dem Blute des Ermordeten wiegt zehntausend Schnupftücher des tollen Mohren auf. Diese Eugenie hat das Mährchen erdacht. Gottlob mein Herz ist ruhig!" Die großen Zahlen, die er gebrauchte, zeigen, daß er nicht ganz ruhig war; und da er seinen Blick aus dem Fenster warf, und seine Frau mit Ahlenbach nach der Höhe ge-

hen sah, rief er zornig: „Ich will ihm und ihr zeigen, daß ich ihrer Liebe und seiner Freundschaft werth bin.“ Er rief Joachim. Er wollte ausreiten.

Joachim erschien mit einem langen Register von Seufzern, von Unglück, von Elend auf dem Gesicht vor seinem Herrn.

„Joachim,“ rief er heftig — „was für ein Gesicht, als hättest Du es dem verdammten Jago abgestohlen, machst Du?“

„Eh! Eh!“ rief Joachim, verfinsterte sein Gesicht noch mehr, und sah mit Blicken voll Dolchen hinter Amalien und Ahlenbach her.

„Hast Du mir ein Unglück anzukündigen, Joachim?“ fragte der Herr sich aufraffend.

Joachim antwortete nur mit zornigen Seufzern, stampfte mit dem Fuße, fuhr mit der Hand in das graue Haar, dann über die Augen und fragte: „Was befehlen Sie?“

„Mein Pferd.“

„Sie sollten nicht so viel reiten. Das Alleinseyn taugt nicht. Gehen Sie lieber auf die Höhe zur gnädigen Frau, lieber, lieber Herr! Ich bitte sie darum.“

Da riß sich der dunkle Geist der Eifersucht wüthend empor; aber er füllte des Kapitains Brust nicht mit seinen wilden Stürmen, sondern nur mit seinen heißen Quaalen.

„Das Pferd!“ sagte er sanft. „Ich habe in Lauingen ein Geschäft.“

Er ritt nach Lauingen, und Eugenie las mit dem ersten Blick auf seinem Gesicht, alles was in seiner Seele vorging. Sie konnte also die Leidenschaft ihren eigenen Flügeln überlassen. Sie empfing ihn mit fröhlicher Heiterkeit.

„Ich fürchtete Sie finster zu finden, Kusine,“ hob er ohne alle Vorbereitung an.

„Warum soll man nicht dem schweren Geschick ein leichtes Herz entgegen setzen, wenn man kann?“

„Wenn man kann.“

„Warum zürnen, wenn alles unter dem Monde unstät ist?"

„Alles? Der Mensch sollte es nicht seyn, in den geistigen Banden der Freundschaft und der Liebe zum mindesten nicht."

„Und wäre Untreue das allgemeine Loos?"

Der Kapitain sprang auf, und mit einer erhabenen Majestät in seiner Gestalt und dem freudigsten Muthe auf seinem Gesicht, rief er, die Hände fest auf die Brust legend: „Den Glauben verhüte der Allmächtige. Und müßte ich an der Treue meiner Frau, meines getreuen, edlen Weibes zweifeln, müßte ich auch einmal in der schwersten Stunde meines Lebens sagen: Ahlenbach hat mein Herz vergessen, meine Liebe von sich gestoßen! O ich würde verzweifeln, wenn es dahin käme, Eugenie, o gewiß, gewiß! Aber auch in dieser trostlosen Stunde würde ich, das hoffe ich zu Gott, und zu meinem Herzen, nicht sagen: Untreue ist der Menschen Loos. Der Mensch kann irren, fehlen; aber das beweist so gut für seine

hohe Bestimmung zur Tugend, als seine erhabenste Handlung. Das Thier irrt und fehlt niemals. Nein, du ewige, barmherzige Vorsicht, laß mich in keiner Minute meines Lebens von dir abfallen!"

Die Majestät seines Wesens zerfloß jetzt in Rührung und Demuth. Er wendete das Gesicht voll sanfter, menschlicher Vergebung nach Welfenstein zu; aber doch arbeitete die heiße Quaal in seinem Herzen fort.

Selbst Eugenie wurde ergriffen, und sie hätte umkehren können, wenn sie nicht fest überzeugt gewesen wäre, der Kapitain war betrogen.

So viel halfs wenigstens. Sie zog ihre Hände aus dem Spiel und überließ alles dem Zufall; denn ihre Rache hatte sie ja.

Jetzt war der Kapitain im Stande, mit Besinnung an die Papiere zu gehen. Das Geschäft war vollendet, und er ging stiller heim, stiller, als er ausgegangen war.

Aber er ging nicht in sein Haus, daß nicht, wenn er Amalien nicht fände, ein neuer Verdacht sein Herz zerschnitte. Er ging zu seiner Wiege; aber der Anblick der weidenden Schaafe machte ihn nur noch trauriger. Er stieg mit mühsamen Gange den Felsen hinauf, an die einsamste Stelle, wo er gewiß war, daß er seine Frau mit Ahlenbach nicht finden würde.

Er fand sie nicht; aber — und das erschütterte sein gequältes Herz — er fand Ahlenbach auf der höchsten Spitze sitzen.

Er konnte nicht umkehren, wie er wollte; denn Ahlenbach hatte ihn schon gesehen, und kam herab, und half ihn freundlich auf die Spitze.

Auf der Spitze standen sie stumm. Der Kapitain sah auf seiner Seite in die schöne Gegend, ohne sie zu sehen. Sein Herz schlug unruhig und stark in der heiß gequälten Brust.

„Was ist Dir, lieber Welfenstein?“ fragte Ahlenbach, und legte den Arm um seine Schulter.

Der Kapitain wendete das erblaßte Angesicht, und die Augen langsam nach dem ungetreuen Freunde um, und seufzend wieder zurück.

„Was ist Dir?“ fragte jetzt Ahlenbach eifriger, und drückte den Kapitain näher an seine Brust.

Der Kapitain wendete wieder das Gesicht, jetzt mit den Augen voll Thränen, zu ihm, und schwieg.

„Welfenstein!“ rief Ahlenbach ahnend — „bei dem Bunde unserer Freundschaft! Was ist Dir?“

Da schlang der Kapitain mit heftiger Innigkeit seinen Arm um den Freund, und sagte: „O Ahlenbach, fall nicht von mir ab! Ich könnte Dich ja doch nicht hassen. Ich müßte Dich immer lieben und trauern und sterben!“

„Was ist denn? Es muß etwas Schreckliches seyn, fürchte ich.“

„O sag, bist Du mir treu, Ahlenbach? Ich will Dir ja glauben. Sage nur das, und sieh mir in dieses Auge voll Thränen, und in diese Brust voll unendlicher Liebe, in diese Seele, welche die Treue zu einem heiligen Tempel der Freundschaft geweiht hat, und sag: bist Du mir treu?“

Da wendete Ahlenbach sein helles schuldloses Auge auf seines, legte seine Hand auf des Kapitains Herz, und sagte mit dem einfachen, majestätischen Tone reiner Wahrheit: „Ich bin Dir treu! Du verschwisterte Seele! Treu, als hätte ich mit Dir unter Einem Herzen gelegen. In dieser Brust ist kein Gedanke, den Du nicht sehen dürftest. Die Geister, die uns umringen, hören mich, sehen mich, mein Herz und sind meine Zeugen, Welkenstein, mein Bruder! mein Freund!“

„Gottlob! o Gottlob! der mich hierher führte. Ich gehe froh, wie ein seliges Wesen hinab, mit Dir! mit Dir, mein brüderlicher Freund. O vergieb Du mir nur!“

Er wollte hinab. Ahlenbach hielt ihn. „Bist Du mir treu, Welfenstein?"

„O, o treu bis zum Tode!"

„So schütte mir Dein Herz aus. Es darf ja nichts Dunkles zwischen uns bleiben."

„Dieses muß bleiben, glaube mir."

„Es muß nicht, glaube mir. Du sollst reden. Unsre Liebe gebietet dieses Opfer. Du sollst. Ich lasse Dich nicht."

„Ich werde nicht!" rief der Kapitain. „Ich darf nicht reden."

„So muß ich gehen, Welfenstein. Ich muß gehen, und in diesem Augenblick. Es darf kein Verdacht zwischen uns bleiben."

Da legte Welfenstein das schuldbeladene Haupt an Ahlenbachs Brust, und sagte leise: „O verachte mich nicht! O hasse mich nicht, geliebter, unschuldiger Ahlenbach! Ich war eifersüchtig auf Dich."

Da schwiegen sie Beide eine furchtbare Minute lang, so wie zwei Marmor-

säulen unbeweglich an einander liegend. Ach, der Kapitain errieth seines Freundes Gedanken nicht, das machte sein Schweigen so fürchterlich und seine Verzeihung so zweifelhaft.

Endlich, endlich riß Ahlenbach, heftig athmend, die Arme empor, und umschlang ihn inbrünstiger, aber Worte hatte er noch nicht.

„Nein, Du kannst mir nicht verzeihen, Ahlenbach."

„O wie kann ich Deine Liebe belohnen, Welfenstein, genug belohnen, daß ich Dir groß genug schien, mir Deinen Irrthum zu sagen. Ich habe den Freund ewig gewonnen! nun ewig!' Siedende Thränen strömten über seine Wangen. Er wollte sie trocknen, und irrend zog er das blutige Tuch aus seinem Busen. „Ja!" rief er — „mit diesem heiligen, unschuldigen Blute sollen unsere Thränen sich vermischen. Er trocknete des Kapitains Augen, dann seine. Eins ns andere.

Auf einmal, mit einer höheren Flamme im Auge, rief er: „Sieh, Welfenstein, dieses Tuch voll Blut, und Deiner und meiner Thränen, drücke ich auf mein Herz, und schwöre: ich war Dir treu! Und Amalie — o Engel mögen von Deinem reinen treuen Herzen diese Minute abwehren! O Welfenstein, bei Zezilens heiligen Schatten schwöre ich Dir, ich war Dir immer treu!"

„O beschäme mich nicht mehr!"

„Beschämen? Kennst Du den Geist der Eifersucht? Und stände hier Zezilens Geist an meiner Seite, und zeugte mir, morgen könntest Du glauben, es sey ein täuschendes Gaukelspiel gewesen, Dich in sichere Träume einzusingen."

„Siehst Du, was ich fürchtete, wie Du mich verachtest! Ja, ich war schwach, Ahlenbach, aber konntest Du nicht auch schwach seyn?"

„Und kannst Du das morgen nicht wieder glauben, und hast Du heute nicht Recht, und morgen nicht wieder Recht? Ich war Dir treu, geliebter Freund, aber

ich bin ein Mensch, und Du bist ein Mensch. Nein, wir gehen nicht von hier, es muß alles entschieden seyn, alles sicher, Deine Ruhe, unsere Liebe, Dein Vertrauen zu Amalien, denn wir sind Menschen. Du warst ein Mann, mir zu entdecken, was Dir war. Laß auch mich einen Mann seyn. Laß die Hand der brüderlichen Freundschaft Dein Leben, Deine Wunde heilen. Hier von diesem Felsen ab verlasse ich Dich, Welfenstein. Sage nicht nein! denn es ist gewiß, weil es seyn muß."

„Nein! nein! nein! Diese Arme sollen Dich halten."

„Gieb mir Reinholden mit, Welfenstein. O Du weißt ja, wie sehr wir Beide ihn lieben. Es ist für ihn gut, daß er wegkommt. Die Familie auf dem Herrnhause, die Nähe Lauingens, Du warst ja selbst bedenklich dabei."

„Und dennoch nein! Tausendmal nein!"

„Eine wunderbare Täuschung," fuhr Ahlenbach ruhig fort, die Hand seines

Freundes in seiner haltend — „hat mich mit der Frau von Behrend in eine unsichere Stellung gebracht. Glaube mir, ich muß schon darum fort, um der edlen Frau die sichere Haltung wieder zu geben, die meine Unbesonnenheit ihr raubte.“

„Die Frau von Behrend? Eugenie?“ fragte der Kapitain bestürzt. „Sage mir.“

„Ich war durch ihre Aehnlichkeit mit Zezilen zu heftig bewegt. Ich denke mit einer nie vergehenden Schaamröthe an diese Minute. Ich habe ein schönes, weibliches Herz beleidigt, und bin gezwungen, es immer fort zu beleidigen.“

„Beleidigt? Du sie? Du Eugenien? O Himmel! O Jago! Die Schuppen fallen mir von den Augen, Ahlenbach! O Du Engel, Du und Amalie! O ich blinder, blinder Thor! Jetzt seh ich alles! Jetzt aus voller Seele, nein! Dn sollst nicht gehen!“

„Ich gehe von hier. O laß mich gehen; denn wir sind Menschen! Ich gehe! Gieb mir Deinen Reinhold mit.

Sieh, ich habe für mich auf der Erde nichts mehr zu thun, laß mich der Schutzgeist eines Kindes werden, das wir Beide lieben. O laß mich gern gehen! Wir schreiben uns, alle vier Wochen sehen wir uns. Ich gehe jetzt."

Ahlenbach war nicht von seinem Vorsatze abzubringen, und der Kapitain mußte einwilligen.

Welfenstein hatte von seiner Mutter im Gebirge ein kleines Gütchen, mit einem kleinen Häuschen, dessen Ertrag sehr gering war; aber dafür lag es in der schönsten Gegend von der Welt. Dahin redeten sie Beide ab, sollte Ahlenbach mit Reinholden ziehen.

Da alles vorbereitet war, gingen sie Arm in Arm von der Höhe hinab. Ahlenbach suchte den kleinen Reinhold auf, und der Kapitain kündigte Amalien Ahlenbachs Abreise an.

„Ich bedaure Dich, lieber William; denn Du warst an ihn so gewöhnt. Aber gut ists, glaube mir, daß er geht.

Denn diese Eugenie — glaube mir, es ist gut, daß er geht."

Der Kapitain schrieb an den Verwalter des Gütchens, Herrn Ahlenbach als den unumschränkten Herrn des Gutes zu gehorchen.

Ahlenbach hatte seinen Mantelsack gepackt. Der Wagen fuhr vor.

Joachim sah mit großen Augen die Vorbereitungen zur Abreise. „So ists also doch wahr!" sagte er für sich. Da aber die beiden Freunde einer an des andern Herz sanken, voll unendlicher Liebe, und der Kapitain mit leiser, weinender Stimme noch einmal sagte! „O Ahlenbach, Ahlenbach, wie edel, wie gut bist Du! O wie werde ich je vergessen, wie großmüthig Du warst!" Da schüttelte Joachim lächelnd sein Haupt, und sagte leise: „Nein, es war eine Lüge! Gott segne den edlen Mann!" Amalie nahm mit zärtlicher Freundschaft von dem Freunde ihres Mannes Abschied. Sie bat ihn, nur ihren Mann nicht zn ver-

gessen. Sie meinte, Ahlenbach ginge mit Reinhold auf eine Schule.

Der Knabe schlang die Arme um seinen Schutzengel, jauchzte laut vor Freuden, daß er so weit ausfahren sollte, schenkte Marien alle seine Spielsachen, seine Felsenbucht am See, den See selbst, die steile Höhe auf dem Felsen oben, wo eben die beiden Freunde sich versöhnt hatten; denn die beiden Kinder hatten alles, was sie mit ihren Füßen abreichen konnten, und mit ihren Augen, unter einander getheilt. Alles Große, Weite hatte Reinhold für sich genommen; alles Schöne, Helle und Freundliche die kleine Marie, jedes nach seinem Charakter.

Der Wagen rollte dahin. Der Kapitain nahm Malchen an seine Brust, und sagte: „O Malchen, Malchen, Joachim! Ihr wißt nicht, welch ein edler Mann er war!“

„Eine verdammte, höllische Lüge,“ sagte Joachim zu dem alten Jäger, und erzählte, was er gesehen hatte.

„Eine

„Eine verdammte, höllische Lüge,“ sagte der Jäger zum Koch, und so gings durch alle sechs Hände bis zur Quelle der Lüge, Eugenien. Sie lächelte, da sie hörte, Ahlenbach sey fort. Sie hoffte nun bald den Teufel des Unfriedens in Welfenstein zu sehen, und sie sah nichts, als ein paar glückliche Menschen, welche die Sonne hätten herausfodern können, ihnen ein Paar zu zeigen, das glücklicher war, als sie.

Da nun aber schon nach acht Tagen der Kapitain auf Ahlenbachs Zimmer stand, und mit tiefer Wehmuth die leere Stube betrachtete, und klagend fragte: „Joachim, wo werde ich wieder ein solches Herz finden?“

„Nirgends!“ sagte Joachim. „Aber wenn ich ein Wort dazu sagen dürfte —“

„Sag so viel Du willst; aber nicht Eins, ihn zu tadeln.“

„Die acht Tage Ihres stillen Jammers, Herr Kapitain, den ich wohl kannte, kamen von Lauingen. Es war ein

Schlag von einer weichen, samtnen Tigerpfote."

„Joachim, sage nicht, was nicht gewiß ist."

„Es ist gewiß, Herr Kapitain!" rief der Alte, gewaltig hervortretend. „Hier stehe ich vor Gott! Es ist gewiß. Es kam von der französischen Jungfer der Majorin, die eine alte Beleidigung noch zu rächen hatte; und wer weiß, welche neue auch?"

Der Kapitain wurde erbittert; denn es hatte ihm den Freund und den Sohn gekostet. Da nun an demselben Tage Eugenie Malchen besuchte, Malchen ihrem Manne, wie er kam, entgegen ging, und mit nassen Augen ihm leise sagte: „Was will die Frau? O William, will sie uns entzweien?" Da begleitete der Kapitain die Majorin. An der Gränze von Lauingen bückte er sich gegen sie, und sagte ernst: „Ich möchte der Dichter seyn, Ihr Gnaden, der den Julius von Tarent geschrieben hat, wo ein Bruder den andern aus blinder Eifersucht ermordet, obgleich mir das schon das

Herz gebrochen hätte; aber die Furie, die den Bruder zum Morde des andern aufhetzt, Ihr Gnaden, wer möchte das seyn? Und Euer Gnaden waren es!" Er bückte sich tief, und kehrte langsam zurück.

Eugenie stand wie eine Bildsäule auf der Gränze. Nur brachen Thränen gewaltsam aus ihren Augen.

Wenn ich sie dort stehen sehe, mit dem erblaßten Gesicht, mit den erloschenen Augen, mit der niedergeschmetterten Seele, so rufe ich dem Kapitain nach: Du hast Unrecht, guter, edler Kapitain! Eine Furie war sie nicht, die in die Hand des Bruders den Dolch zwingt. Sie wollte nur eine kleine Trakasserie, um vielleicht dann gar, wie die Göttin des Friedens, zwischen die Zankenden zu treten, und zu sagen: Ihr guten Leute versteht Euch nicht recht. Aber Deine Worte, guter Kapitain, können der ehrgeizigen Frau leicht die Furienfackel in die Hand geben! Du gehst Deinen Weg fort, und siehst nicht, wie verlassen sie da auf der Gränze steht, Dir nachsieht, als wollte sie sagen:

ich bin so schuldig nicht! und wie sie, da Du verachtend gar nicht zurücksiehst, wie sie da erst mit dem Fuße auf den Boden stampft, die Furienmaske vornimmt, und das Unrecht, was ihr geschieht, den Zorn in ihrem verachteten Herzen zu hellen Flammen der Rache emporweht.

Sie geht auf langen Umwegen zu Hause, zum erstenmale mit gebeugten, gedemüthigten Haupte; aber die Rache in ihrer Seele steht da mit stolzem, eisernem, unbezwingbarem Nacken, und schüttelt, schauend in die Zukunft, die Fackel mit blutigen Flammen.

Ohne ein Wort zu sagen ging sie auf ihr Zimmer, nahm ihre Tochter von sechs Monaten an ihre Brust, bedeckte sie mit Thränen, gab in einsilbigen Worten Befehle, alles zur Abreise fertig zu machen.

„Haben sie mich denn nicht erniedrigt?“ rief sie um Mitternacht, und am Morgen, da sie aus unruhigen, wilden Träumen erwachte. Alles im Hause redete furchtsam, leise wie sie. Sie stieg mit ihrer Tochter in den Wagen, und sag-

te, sie umarmend: „Hassen sollst Du das meineidige Geschlecht. Denn haben sie mich nicht erniedrigt? Was that ich ihnen denn?“

Joachim setzte sich hinter eine Flasche Wein, da er hörte, sie wär fort, und rief halb taumelnd: „Glück auf den Weg!“ Amalie lächelte dazu. Der Kapitain sagte: ‚Ich war doch wohl zu hart! Aber hat sie nicht meinen Bruder von meinem Herzen gerissen?“

8.

Ahlenbach stieg schon eine Viertelstunde hinter dem Dorfe von dem Wagen, um des schönen Morgens zu genießen. Der Knabe flatterte jauchzend neben ihm her, und betrachtete mit Vergnügen die geraden Rauchsäulen, die aus allen Dörfern emporstiegen, als hielten sie die glänzende Aetherdecke des Himmels.

Der Lehrer zeigte dem Knaben von der Spitze eines Hügels noch einmal Welfenstein, des Kapitains Haus, Mariens nun einsame Spielplätze, und dann senkten sie sich in das Thal hinab, das ihnen alles verbarg.

Er sendete den Wagen zurück, und miethete einen Boten, der ihr kleines Gepäck auf einem Karren nach Eschleben schieben mußte. Er selbst machte mit Reinhold ganz kleine Tagereisen, den Kräften und den Wünschen des Knaben angemessen, durch Dörfer und Städte. Jede kleine Anhöhe hielt sie auf, jedes Bauergärtchen, das Reinhold nicht kannte, und darum schön fand.

Den dritten Tag gesellte sich ein Jäger zu ihnen, der mit dreistem Blick erst Ahlenbach maß, dann den Knaben lächelnd betrachtete. Er fragte mit herrschendem Tone: „Gehören Sie hier zu Hause?"

„Nirgend hier!" sagte Ahlenbach. „Wir haben noch gute zehn Meilen zu machen, bis wir unsere Heimath erreichen."

„Zu Fuß? mit dem Kinde?“

„Unsere Tagreisen sind kindisch. Wir haben eine Meile von hier geschlafen, und schlafen heute zwei Meilen von hier.“

„Sie müssen nicht eilig seyn?“

„Nein, warlich nicht.“

„Sie sind der Vater des Knaben?“

„Ich habe drei Väter,“ hob der Knabe muthig an — „hier diesen, Ahlenbach, William zu Hause, und noch einen, den ich noch nicht kenne, und zwei Mütter, Malchen und noch eine, und zwei Schwestern, wohl drei, nicht wahr Ahlenbach. Erstlich Marien, dann die ganz kleine Jukunde, und dann Viktoria, die ich noch nicht kenne.“

„Kind, so bist Du reich. Ich habe nicht Einen Vater.“

Reinhold sah ihn starr an. „Auch keinen Bruder?“

„Auch keinen Bruder,“ sagte der Jäger seufzend.

„So will ich Dir einen Bruder geben, Du Jäger, da Ahlenbach. Solch ei=

nen treuen Bruder, sagt William, hat die Erde nicht mehr."

Der Fremde warf einen lächelnden Blick auf Ahlenbach, und reichte ihm, das kindische Spiel fortsetzend, oder auch bewegt über das Geschenk, Ahlenbachen die Hand.

„Und alle Menschen sind ja Brüder!" rief der Knabe, die Arme weit ausbreitend, um den Worten: alle Menschen! Nachdruck zu geben.

„Armes Kind," sagte der Jäger — „und die Neger auf den brennenden Zuckerfelderu? und die weißen Neger hier nnd überall!"

„Machen Sie mir den schönen Glauben des Kindes nicht irre," sagte Ahlenbach leise.

„So soll er nicht früh wissen," hob der Jäger bitter an — „welch eine Welt ihn erwartet?"

„Nicht eher," sagte Ahlenbach französisch, den Jäger fragend ansehend.

„Ich verstehe Sie," sagte der —

„Als bis die Liebe sein Wesen durchdrungen hat. Möchten Sie Ihren Sohn unter Betrügern, oder ihre Tochter unter verächtlichen Weibern erziehen lassen? Eine Welt voll liebender Menschen ist möglich, dieser Traum aus dem Paradiese soll ihn in die Welt voll Haß wie sein Schutzengel begleiten.“

„Möglich, sagen Sie?“ sagte der Jäger bitter lächelnd.

„Ja! Denn hier stehen drei von diesen Menschen, denk ich. Er reichte dem Jäger die Hand. Und Einer beweist die Möglichkeit schon.“

Der Jäger warf einen seltsamen Blick voll Glauben und voll Bitterkeit auf Ahlenbach. Dann zog er aus seiner Tasche eine Pfeife, gab damit dreimal ein helles Zeichen. Ein Mensch zu Pferde sprengte heran, stieg ehrerbietig vom Pferde. Der Jäger gab ihm seine Büchse und Tasche, und sagte: „Es kann seyn, daß ich spät zurückkomme. Es ist gut.“

„Wenn Sie nichts dagegen haben," so wendete er sich an Ahlenbach — „so begleite ich Sie eine Strecke? Sie sind sein Vater?"

„Ich würde ihn nicht zärtlicher lieben, wenn ichs wäre. Ich bins nicht! Und doch bin ichs, in einem Maße!"

„Wo wohnen sie?"

„Künftig in Eschleben. Etwan zehn Meilen von hier."

Der Fremde fragte genau, wo es läge, und dann gingen sie weiter.

„Sie sind ein Dichter?" sagte der Fremde. „Der größte Dichter, den ich kenne, sagt: der Mensch ist solcher Stoff, woraus Träume gemacht werden, und unser kleines Leben ist mit einem Schlafe umgeben. Ein alter Dichter sagt: wir sind die Traumgestalten eines höhern Wesens; wenn nicht sein Spott! setze ich hinzu."

„Träumt ein höheres Wesen, so sind seine Tränme seiner Natur. Eben darum!"

„Eben darum? Der Glückliche nennt freilich jede Klage Feigheit oder Raserei. Sie waren glücklich?“

Mit einem flammenden Blick sah Ahlenbach ihm ins Gesicht; aber die Flamme erlosch sogleich. „In einem andern Sinne nur, sagte eben dieser große Dichter, Shakspeare: „wenn keine Hoffnung mehr auf dieser Seite ist, so wird sie auf der andern Seite des Lebens so erhaben, daß die heißeste Phantasie keinen Wunsch mehr über ihre Gränze hinaus thun kann.“ Jeder Traum eines edlen Herzens muß mit dieser Hoffnung endigen, jeder Seufzer, nicht der über den eigenen Schmerz, nein, der Seufzer über eine dunkle Welt, setze ich hinzu. Und ist,“ fuhr er begeisterter fort — „ist das Unglück die einzige Quelle der Hoffnung, wie es wahrhaftig ist, so hätte der Mensch dem Herrn des Lebens für nichts heißer zu danken, als für das kleine Unglück, die reichste Quelle der reichsten Hoffnung. So hat man das Uebel in der Welt nicht betrachtet: Und das ist Schade. Der

Mensch fühlt die Arbeit, die Mühe der Saatzeit nur. An die reiche Erndte denkt der Ermüdete selten. Ohne die Nacht würde uns das Licht keine Gabe des gütigen Himmels scheinen, sondern ein Seyn von uns selbst. Nennen Sie irgend eine Handlung ein Verbrechen, so haben Sie die Tugend erwiesen. Ein Schlaf umkreist unser Leben; aber hinter dem Schlafe der heitre Morgen! Wir legen dem Raume Unendlichkeit bei, und der Zeit ewige Dauer: wie könnten wir das, sagen Sie, wenn nicht Unendlichkeit und ewige Dauer in den geheimen, wundervollen Gründen unserer Seele wohnten? Sehen Sie, das soll dieser Knabe erst lernen, erst sein Inneres begreifen und seine Zukunft, ehe er die Armuth des irdischen Lebens kennen soll! Ich, mein Herr," fuhr Ahlenbach fort, und sein Auge stand schimmernd in Thränen — „wurde durch ein unaussprechliches Unglück, für dessen heißen Schmerz jede Sprache zu arm ist, erst aus dem Leben weggeschleudert, dann darüber erhoben. Ich habe nicht Eine

Hoffnung hier mehr, als eine, diese, der Schutzgeist, der Engel dieses Knaben zu seyn. Unglücklich mag er werden, denn er ist ein Mensch! Aber die stolzeste Hoffnung der menschlichen Natur, mein, Ihr, des Knaben, aller Menschen großes Erbtheil, soll er nicht einen Augenblick verlieren. Dazu lebe ich! Darum bin ich sein Vater!"

Er hob den Knaben empor an seine Brust. Er küßte ihn, und ging ein paar Minuten, sich zu erholen, abseits vom Wege ins Gebüsch.

Der Fremde ging mit dem Knaben weiter. Er redete mit ihm. Er fand in dem Kinde eine so reine Freundlichkeit, eine so fromme, kindisch fromme Unschuld. Er erzählte dem Fremden, daß er auf eine Schule sollte, um lesen zu lernen. Er beschrieb ihm das Leben zu Hause mit William, mit Malchen, Marien, und der kleinen Jukunde, Malchens kleinster Tochter, so muthig, so frei, mit so glänzenden Farben, daß es das erste war, was er Ahlenbach sagte, da er wiederkam: „Auf eine Schule soll der

Knabe? Sie werden Ihnen den Engel verderben, ehe ihm die glänzenden Flügel gewachsen sind, sich über der dunkeln Erde emporzuhalten."

„Nein, er bleibt bei mir in Eschleben."

„Dann wird ihn die Einsamkeit verderben. Ein Kind gehört unter Kinder. Meinen Sie nicht?"

„O gewiß; aber gewiß finde ich irgend einen Knaben seines Alters, und zwei Brüder sind sich genug."

„Und Sie haben schon den Plan seiner Erziehung gemacht?"

„Plan? Sie haben ihn gehört, denk ich."

Die beiden Männer redeten über die Erziehung. Sie waren Beide Eins, daß die Erziehungsanstalten nichts wären, als Unterrichtsanstalten, und fast nur für das künftige Amt; und daß der Mensch in dem Kinde fast ganz versäumt würde, das Schicksal, was schon ernst an der Schwelle seiner Jünglingsjahre ihn oft erwartet, dazu; daß man ihm Philosophie gäbe,

ohne Charakter, ein System über die Gebrechlichkeit des menschlichen Glücks, ohne Muth es zu tragen, ein Moralsystem ohne Tugend, daß das allermeiste, was für den Menschen, für das Leben für die ungewisse Zukunft geschehen sollte, nur in Worten bestände, nicht in Gesinnung; daß Eine feige und verschmitzte Seele eines Mitschülers mit dem Beispiele seiner glücklichen, unertappten Bosheit mehr Böses stiften müßte, als alle Lehrer mit ihrer kalten, nach der Würde des Lehrers zugeschnittenen Tugend Gutes; daß nichts in der Welt die bunte, mannichfache, abwechselnde häusliche Erziehung ersetzen könnte; daß im Hause nur die Liebe die Strafe diktire, und vor dem liebenden Vater das fehlende Kind stände; auf einer Schule aber stände zitternd ein Verbrecher vor dem Kollegium kalter Richter. Er wäre schon Bürger, ehe er Jüngling wäre.

Dann redeten sie Beide über des Menschen Bestimmung, über des Einzelnen und des ganzen Geschlechts.

„Ich mag nicht daran denken," sagte der Fremde. „Es betrübt mich mehr, als es mich erfreut. Denn wenn die moralische Natur eine Täuschung wäre, eine freiwillige unserer Eitelkeit, über die gezwungene unserer Herrschsucht? Denn zersprengen Sie die Fesseln, woran Regierung, das Gesetz, die Furcht, die Blutgerüste, die Gefängnisse den Menschen geschlossen halten, so ist der Tiger nicht so grausam, als der Mensch; er ist ein frommes Lamm gegen den Menschen. Denken Sie an die Greuel der Revoluzion, an die entsetzliche Grausamkeit der Söldner in Afrika nach dem ersten punischen Kriege. Denken Sie nur an die zügellose Unmenschlichkeit jedes siegenden Heeres, weil das Gesetz ihm nicht droht. Der Mensch ist das grausamste Wesen auf der Erde. Und wenn das ist — o wir armen Betrogenen!"

„Seltsam, daß eben das mich tröstet!"

„Sie tröstet?"

„Ja,

„Ja, werfen Sie Ihren Blick in die ganze Schöpfung. Alles ist an ewige Gesetze der Natur sklavisch gefesselt, nur der Mensch nicht. Er allein giebt sich sein Gesetz selbst, als der Sohn der Natur, nicht ihr Sklav. Die todte Natur bewegt sich nach ewigen Gesetzen unabänderlich. Der Rosenstock trägt nur Rosen, der Upas sein furchtbares Gift. Der Tiger ist ein Tiger. Er mordet, daß ist sein Geschäft, wie der Mensch athmet. Er ist nie grausamer, nie sanfter als ein Tiger. Er ist ewig derselbe. So alle Thiere. Sie sind noch so, wie sie aus den Händen der Natur hervorgingen, und werden ewig so bleiben, so lange sie sind. Sie müssen ewig in den Gränzen bleiben, welche ihnen die Natur vorgeschrieben. Stellen Sie Sokrates neben Spendius, Kaligula neben Mark Aurel. Es sind Menschen, aber wie unendlich verschieden? Nach welchem Gesetz lebte der tugendhafte Markus? Nach welchem mordete der rasende Kaligula. Es ist ihr eigenes, inneres, moralisches Gesetz. Es

sind andere Wesen, als die Thiere, die überall sich ganz gleich sind. Der Mensch mußte sein eigener Gesetzgeber seyn; denn er ist frei, allein frei.

„Die menschlichsten Völker des Alterthums fanden keinen Anstoß bei dem Worte Sklav. Sie verkauften ohne Gewissensbisse die Einwohner einer eroberten Stadt als Sklaven. Auch wir haben Leibeigene; aber Europa hat den Fluch auf die Menschen gelegt, die andere zu Sklaven zu machen. Der Grieche nannte Barbar, was nicht Grieche war; die Barbaren vergalten es ihnen mit derselben Härte. Wir erkennen die menschliche Würde in dem Petscheräh, in Jedem, der eine menschliche Gestalt trägt. Die alten Geschichtschreiber kennen für ein Volk kein größeres Lob, als das Streben, alle Völker der Erde sich zu unterwerfen, und die Unterworfenen wurden nicht wie jetzt Mitbürger des Siegers, sondern Unterjochte, die man ungestraft mißhandeln darf. Wir, wir hingegen erkennen die Freiheit jedes Volks, auch des kleinsten, an. Die Re-

publik St. Marino hat eben das heilige Recht, frei zu seyn, wie die mächtigste Monarchie. Wird sie von einem ehrgeizigen Fürsten unterdrückt, so legen wir den Fluch der Geschichte auf seinen Namen. Das ist schon der Gewinn einiger Jahre des Menschengeschlechts, die wir Jahrhunderte nennen.

„Dieses Band der moralischen, freien Natur des Menschen schlingt sich nach und nach um die Erde. In Amerika lebt statt nackter, blutgieriger Wilder eine große, freie Nazion, und ihre Verfassung ist ein Muster für die Erde. Diese Gesetze mußten ja in uns wohnen, denn woher, ich frage Sie, woher wären sie denn gekommen? Darum mußte ja der Mensch — Sokrates war ein Mensch, und tausend andere Edle wie er! — so tief sinken können, als er steigen kann. Aber, das Geschlecht muß steigen, und steigt zu immer höherer Freiheit und Tugend. Der Einzelne wird sündigen, weil er frei ist; aber das Geschlecht wird tugendhaft werden! Mag es seyn, daß wir noch durch

Jahrhunderte voll Blut gehen müssen — Mag es seyn, daß wir — Wir? Wir? Wie kommts, mein Herr, daß ich wir sage, wenn ich von der späten Zukunft rede, daß ich Sie und mich mit meine? Weil, wie wir Erben der Vergangenheit sind, an der Zukunft unsern Theil haben. Mit jedem Augenblicke überrascht uns ein Wort, das aus unserer hohen Natur hervorspringt, wie ein Blitz aus einer dunkeln Wolke, wie ein höherer Geist aus der Nacht."

„Liebster Freund," sagte der Fremde ergriffen von der sanften, ruhigen Wärme Ahlenbachs — „und Sie dachten immer so?"

„Selbst in den Augenblicken, wo ich ergrimmt über den Haß im Menschen, anders dachte, vielleicht wie Sie, lag auf dem Grunde meiner Seele dennoch ein stilles Gefühl, das mein Auge nach oben, in eine bessere Zukunft zog. Hätten Sie einen Sohn, möchten Sie ihn in dem Glauben erziehen, die Tiger wären besser, als die Menschen?"

„O mein theurer, theurer Freund, fast war ich es Willens. Doch nein! o nein! o du Barmherzigkeit des Himmels! sind Engel über uns, so trete ein guter Engel zwischen mich und meinen Vorsatz. — Und Sie wollen dem Knaben nicht sagen, wie grausam die Herrschsucht, wie niedrig die Habsucht, wie verächtlich die Eitelkeit den Menschen macht?"

„In den ersten Jahren gewiß nicht, so wenig Sie Ihrer Tochter sagen würden, wie lockend die Wollust ist, ehe nicht das feine Gefühl der jungfräulichen Unschuld ihre ganze Seele geheiligt hat. Erst will ich sein Herz erheben mit den Beispielen der edelsten Menschen, sein Auge will ich in die Zukunft richten, wo alle Völker der Erde unter dem Zepter der Gerechtigkeit und der Freiheit leben werden, wo sie nicht glücklicher — denn glücklich sind wir ja, dafür sorgt die Natur — als jetzt, aber tugendhafter seyn werden. Und ist er dann fest entschlossen, sein Leben der Tugend zu weihen hat die Flamme der Menschlichkeit sein ganzes Wesen geläutert,

dann ist es Zeit genug, ihm die dunkeln Jahrhunderte zu zeigen, wo die Herrschsucht die Völker von einer Kette an die andere schloß, wo der herrschsüchtigere Aberglauben seine Scheiterhaufen errichtete, und Ländergier die Erde zu einem weiten Schlachtfelde machte; dann aber kann ich ihm zugleich zeigen, wie die Zeit und das Herz der Menschen die Scheidewände zwischen Völkern und Völkern, zwischen Menschen und Menschen niederstürzt, wie nach und nach die Gelehrsamkeit menschliche Weisheit wird, und nicht mehr die Hieroglyphenschrift einer aufgeblasenen Kaste; wie die Druckerpresse und die Schifffahrt, der Handel, und selbst die Leidenschaften der Menschen der edeln Bestimmung des Menschen dienen müssen, und wie ein Leben für das Wohl der Menschheit der Bürge ist für das Göttliche, für die größte Hoffnung, für die Unsterblichkeit."

„Und wenn ich einen Sohn hätte, mein Freund? O ich habe einen Sohn, von dem Alter des Knaben. Noch stand die Sünde nicht vor seinem Blicke, ob-

gleich sie ihn verderbend umlauerte. Er wurde in der tiefsten Verborgenheit erzogen. O wollten Sie — ein Engel hat Sie auf meinen Weg geführt."

„Ich will! Ich will gern! Sie meinen doch, ihn zu mir nehmen. Wer sind Sie?"

„Ein Mensch, ein sehr armer, unglücklicher Mann. Kann Ihnen das genug seyn?"

„Vollkommen!"

Indeß heftete doch Ahlenbach seine Aufmerksamkeit auf den Mann, mit dem er in eine so nahe Verbindung treten sollte. Er sah, was er vorher noch nicht bemerkt hatte, daß die Kleidung des Fremden höchst sauber war. An seinem Finger trug er einen Ring mit großen Steinen, die, wenn sie ächt waren, sehr kostbar seyn mußten. Er zog im Gespräch die Uhr hervor, die auch mit Steinen besetzt war. Auf seinem Gesicht, in seiner ganzen Stellung lag eine Hoheit, die schwerlich allein die Wirkung des innern Menschen seyn konnte. Die Ehrerbietung

des Bedienten, der ihm die Büchse abnahm, und der scharfe Ton, herrische Ton seines Herrn — kurz Ahlenbach sah, der Mann vor ihm, hatte nicht gehorcht, sondern nur befohlen; dem widersprachen die Worte: „Ich bin ein sehr armer Mann!“

„Ich will ihn nehmen, mein Herr!“ sagte er sanft — „aber seine Erziehung muß schlechterdings von mir abhängen, die äußere sowohl als die innere. Ich muß das Recht haben, ihn mit jeder Stunde zurückgeben zu können, ohne daß Sie mich fragen, warum?“

„Und setzen Sie Ihre Belohnung, so groß Sie wollen.“

„Meine Belohnung ist die Erziehung des Kindes.“

„Sein Unterhalt —“

„Gut,“ sagte Ahlenbach — „den sollen Sie zahlen. Er wird wenig bedürfen; denn er soll unabhängig von dem, was Luxus heißt, erzogen werden.“

„Sein Unterricht in den Sprachen; denn ich wünschte doch, lieber Herr Ahlenbach —"

„Was ich wahrscheinlich auch wünsche. Ich rede sehr fertig englisch, italiänisch und französisch; etwas spanisch habe ich von dem Herrn von Welfenstein gelernt, in dessen Hause ich mit dem Knaben lebte. Meine Schulkenntnisse sind nicht gering. Ich spiele das Klavier, singe, und was noch mehr, ich liebe die Musik, wie eine Stimme aus einer untergegangenen, schönern Welt, oder der künftigen. In Italien habe ich die Kunst studiert. Welfenstein wird sorgen, daß mein Zimmer einige vortreffliche Gemälde hat. Sie sehen, ich bedarf keines Lehrers."

Der Fremde schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „Es sey so! Ich vertraue Ihnen viel, nicht allein meinen Sohn, vielleicht eine sehr große Hoffnung, vielleicht eine reiche, sehr reiche Erndte der Zukunft!"

„Die vertraue ich Gott an.“

„Es sey! es sey! Die einzige Bedingung, die ich mache: Sie fragen nie, wer ich, wer der Knabe ist.“

„Wer Sie auch seyn mögen, wenn nur ein Mensch, ein Mann!“

„Darf ich Ihr Schicksal nicht wissen, Herr Ahlenbach?“

„Es ist einfach. Ich hatte vortreffliche Eltern, besonders eine vortreffliche Mutter. Ich hatte, da ich von der Universität kam, Vermögen genug, meine Neigung, Europa lange zu sehen, zu befriedigen. Ich wurde unglücklich, mein Herr, unglücklicher wurde kein Mann —“

Hier griff der Fremde nach seiner Hand; aber unterdrückte, was er sagen wollte.

„Ich versank,“ fuhr Ahlenbach fort — „unter der zu schweren Bürde; aber eine Hoffnung, die nichts mit dem Leben zu thun hat, und die aus der Art meines Unglücks entsproßte, hob mich empor. Wer keine Ansprüche an das Leben macht, kann ja wohl ruhig seyn.“

„Und sind Sie es? sind Sie es wirklich?“

„Ich bins wirklich.“

„Und glauben Sie, das Leben hat seine Ansprüche an Sie aufgegeben?“

„Ich glaube es.“

„Nun denn, nun denn!“

Sie gingen weiter.

„Mein Sohn,“ hob der Fremde an — „heißt Georg. Sie geben ihn für ihren Sohn aus, durchaus für Ihren Sohn. Sie berühren es nie, selbst — ich muß diese Bedingung machen — gegen Ihren Freund nicht, auf welche Weise Sie zu dem Kinde gekommen.“

„Das kann ich versprechen, nur aber bis es Unrecht wäre, mein Versprechen zu halten.“

„Das kann es nie werden. Das Leben des Kindes hängt davon ab, daß man ihn nicht erkennt.“

„Sie verwirren mich doch nicht mit einer ungewissen Zukunft?“

„Nein! o nein! Sie und ich sind in einer guten That begriffen.“

Er brach hier ab. Er redete nun englisch mit ihm, dann italiänisch, wahrscheinlich zu sehen, wie fertig er in den Sprachen war. Dann drückte er ihm die Hand, schrieb den Namen Eschleben und wo es lag, in seine Schreibtafel, versprach den Knaben bald zu bringen oder zu senden, reichte ihm die Hand, und sagte: „Leben Sie wohl!“

Er ging zurück, und Ahlenbach, über den Fremden, und über das geheimnißvolle in seinem Wesen dennoch ein wenig betroffen, ging mit Reinhold weiter.

In dem nächsten Dorfe hätte er sich erkundigen können nach dem Jäger. Denn in der Nähe mußte sein Wohnort seyn. Aber er unterließ es; denn er hatte versprochen, nicht nach ihm zu fragen.

„Es wird sich entwickeln, und von selbst!“ sagte er, und ging ohne eine Frage zu thun, durch das Dorf weiter.

Nach einigen Tagen sah er in der Ferne hohe blaue Berge, seitwärts eine reiche Flur, die in Hügeln endigte. Wald

bekränzte die Hügel. Hinter den Hügeln stiegs höher empor, zu dickem Walde, aus dem die Rauchwolken von Kohlenmeilern und Hochöfen emporstiegen. Es war ein wunderbares, liebliches Gemisch von wilder und sanfter Naturschönheit. Hinter dem Hügel hervor sah aus dem Schwarz eines Gebüsches ein rother Thurm. Er fragte; „Wie heißt das Dorf?" und der Landmann antwortete: „Das ist Eschleben."

Er hätte nie ein fröhlicheres Wort hören können als das. Er stieg den Hügel hinan. Er sah das freundliche Dörfchen liegen. Er wünschte, das Haus dort auf dem Hügel möchte Welfensteins Gut seyn. Er ging durch das Dorf. Spielende Kinder empfingen ihn. Ein junges Bauermädchen, das Wasser geholt hatte, zeigte freundlich auf das Haus auf dem Hügel, da er nach dem Gute fragte, und setzte noch freundlicher hinzu: „Ich gehe eben dahin! Ihr könnt mir nur folgen."

Eine Heerde Schaafe lag in dem Schatten einer ungeheuren Eiche an einer

Wasserrinne, deren Wasser von dem Hügel hell herabfloß.

Mit freundlichern Vorzeichen konnte kein Mensch in seinem neuen Vaterlande empfangen werden, als Ahlenbach und Reinhold.

Das freundliche Mädchen setzte die Eimer nieder, öffnete ihnen die Hofpforte, sagte: „Hier hinein! Ihr werdet da einen freundlichen Empfang finden, wie Jeder."

Er übergab dem Verwalter Welfensteins Brief. Der Verwalter war ein alter Mann, mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt, und nachdem Ahlenbach dem Alten erklärt hatte, was er eigentlich hier wollte; so schloß der Alte ihm freundlich die herrschaftlichen Zimmer auf und erzählte ihm dabei, welch eine glückliche Zeit es gewesen, wie die Frau von Welfenstein hier noch gewohnt hätte.

Nach einer Stunde war Ahlenbach mit seinen Sachen, die angekommen waren, eingerichtet, und mit dem Alten war die Freundschaft geschlossen.

Ahlenbach streifte die ersten drei Tage in der schönen Gegend umher. Er suchte die höchsten Punkte in der Gegend auf, und dann suchte er die kürzesten Wege durch die Waldung.

An einem solchen Tage trat ihm, da er vom Hofe trat, ein Bauerknabe aus dem Dorfe entgegen, und überreichte ihm ein Billet. Das enthielt folgende Worte: „Wenn Sie mit ihrem Sohne, Herr Ahlenbach, bis an die Sitze des Mühlteiches kommen wollen, so wird man Ihnen übergeben, was unter uns verabredet worden." Der Ihrige.

Ahlenbach nahm Reinholden zu sich, und ging an die Spitze des Teiches.

Er fand hier nicht, den er erwartet hatte, den fremden Jäger, sondern ein junges Bauermädchen, halb im Gebüsch versteckt sitzend, und daneben den Knaben, von dem die Rede gewesen war.

Das Bauermädchen erhob sich, da sie ihn kommen sah; aber die Gestalt, ihr Gang, ihre Bewegungen, sagten ihm,

ehe er ihr Gesicht sah, es war kein Bauermädchen. Er sah ein höchstes, feines Gesicht in einen großen Strohhut halb verhüllt.

Mit einer verstellten Sprache, die bäurisch seyn sollte, sagte sie: sie wäre gesandt, ihm den Knaben zu übergeben. Da aber Ahlenbach sie starr betrachtete und sich statt der Antwort verbeugte, so sagte das Mädchen tief erröthend und leise auf französich: Sie hätte gleich gefühlt, daß ihr die Verkleidung nicht gerathen würde, und deßhalb hätte sie ihn schriftlich gebeten, hierher zu kommen. Sie sagte dem Knaben, der sich an sie drängte, mit unendlicher Freundlichkeit: „Sieh Georg, das ist Dein Vater, und das Dein neuer Bruder, Reinhold, mit dem Du von heute an beständig umherlaufen sollst, im Walde, im Garten, und im Felde, Du armes, einsames Kind. Nicht wahr, Reinhold," sagte sie, sich vor dem lächelnden Reinhold niederhockend — „Du willst Deinen Bruder Georg mitnehmen, wenn Du umherläufst?"

Reinhold

Reinhold versprachs, und das Bauermädchen versprach dem Kleinen tausend Geschenke, wenn er den kleinen Reinhold, seinen Bruder, recht lieb haben würde, dann hob sie sich zu Ahlenbach empor, und Thränen rollten über ihre Wangen.

„Ach, mein Herr!“ sagte sie fast schluchzend — „dieses theure Kind liegt mir sehr am Herzen, aber noch weit mehr, daß man nicht ahnen kann, daß er Ihnen fremd ist. Es ist die Verabredung gewesen, es —“

„Ich soll sagen, er ist mein Sohn, und unter diesem Namen habe ich ihn angekündigt hier. Erlauben Sie mir nur zuvor, daß ich mit dem Kleinen erst auf einem Spaziergange ein wenig bekannt werde, damit nicht sein fremdes Wesen gegen mich ihn verräth. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“

„Nichts, als daß ich des Kindes Sachen bei mir habe, die ich Ihnen senden werde, wenn ich weiß, wohin.“

Auf ihren Ruf erschien ein wirkliches Bauermädchen mit einem Korbe. Sie wurde an den Verwalter gewiesen; sie sollte nur sagen, das wäre die Kleidung für den zweiten Sohn des Herrn Ahlenbachs. Nun nahm Ahlenbach von dem verkleideten Bauermädchen Abschied. Reinhold hatte sich schon das Vertrauen seines Bruders durch seine Freundlichkeit und durch seine Geschicklichkeit, Steine auf den Teich zu werfen, daß sie hüpften, erworben. Das Mädchen nahm den Knaben noch einmal an ihre Brust, und sagte: „O theures, allzutheures Kind, der Himmel segne Dich!"

Dann verlor sie sich im Gebüsche, und Ahlenbach ging mit den beiden Knaben in den Wald.

Hier sah er erst den zweiten Sohn an. Ein weißes, zartes Gesicht, ein paar dunkelblaue Augen voll Feuer, die aber der furchtsame Knabe zur Hälfte verbarg, ein weichliches, zärtliches, behendes Wesen, als wäre er unter Frauenzimmern erzogen, eine feine, klagende, aber reine

Stimme, ein furchtsamer Blick, ein Zusammenfahren, wenn Ahlenbach nur ein Wort ein wenig zu laut sagte, das sah Ahlenbach an ihm. Aber der Knabe war schön, schöner wie Reinhold, und wenn er schmeichelte, unwiderstehlich. Er nannte Ahlenbach Vater, so war ihm geheißen, und Reinhold Bruder.

Reinhold zeigte seinem kleinen Gaste jeden Gegenstand auf ihrem Gange. „Sieh die Felsen, Georg, und die Fichten, die mit ihren Wurzeln ihn zerspalten! Sieh, wie dunkel und schaurig!"

Georg betrachtete die Felsen und den Fichtenwald, und sagte klagend: „Das hatten wir zu Hause auch; aber ich durfte nicht hinein."

„Sieh, Georg, wie da der Gießbach oben vom Felsen herabspringt in die Tiefe! Sieh wie er nun schäumt und tobt, und sieh dort, dort fließt er still und freundlich durch die Wiese. Ists nicht schön?"

„Ach, das hatten wir auch zu Hause; aber ich durfte nicht hin."

„Nicht hin?“ fragte ernsthaft Reinhold.

„Sieh hier, lieber Georg, sieh das helle Flüßchen, es heißt die Schlenze. Es entspringt hoch oben im Gebürg, aus Steinadern, und geht hinab von Berg zu Berg. Ich bin mit ihm gegangen bis hierher. Von hier geht es ruhig weiter, tränkt ganze Länder, bis er ins Meer fällt. Ich will Dir morgen seine Quelle zeigen.“

„Ach! ach!“ sagte freudig Georg. unter unserm Fenster floß ein breiter Strom, viel breiter als dieser; Schiffe mit weißen Segeln gingen darauf hin und her.“

„Wie hieß er?“

„Ebro hieß er; aber ich durfte nicht hin an seine Ufer, ich durfte nicht hin an seine Quelle.“

„Wer wehrte es Dir?“ fragte heftig Reinhold.

„Donna Isabelle.“

Bei den beiden spanischen Namen wurde Ahlenbach aufmerksam.

„Ebro?“ fragte Reinhold, und sah Ahlenbach an, weil er den Namen nicht kannte.

„Wie hieß denn der Ort, wo Du lebtest?“ fragte Ahlenbach gespannt.

„Kastronero, bei Sevilla.“

Ahlenbach fragte wieder; der Knabe erzählte, daß der Ebro im Winter zu Eis geworden. Er beschrieb die Kleidung der Landleute, die er von oben gesehen. Sie hatten deutsch geredet, aber doch hatte alles, wovon er erzählte, spanische Namen.

Er hatte, wie er weiter erzählte, in hohen, prächtig geschmückten Zimmern gelebt, mit Donna Isabelle und ihren Jungfern. Er war zuweilen Morgens früh, oder Abends spät, mit Isabellen im Garten gewesen. Außer den Mädchen hatte er Niemanden gesehen, außer zuweilen einen Herrn und eine Dame, die ihn sehr lieb gehabt hätten.

Reinhold sah bei dieser Erzählung zehnmal seinen Lehrer an, weil ihm die

Gefangenschaft seines neuen Freundes so seltsam vorkam.

„Aber jetzt,“ rief Georg mit einer zärtlichen Freude, und breitete die Arme nach Ahlenbach aus, als wollte er ihn umfangen — „soll ich überall hin, hat mir Isabelle versprochen. Denn Sie wären mein Vater, sagte sie.“

„Das bin ich, mein Sohn Georg!“ rief Ahlenbach und drückte ihn an seine Brust.

Der Knabe fragte nicht weiter nach dem Zusammenhange; denn die neue Welt, in die er getreten war, der frohe Anblick eines Spielgefährten von seinem Alter, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Zitternd stieg er und behutsam die Höhen mit Reinhold hinauf, freudig, wenn er sie erreicht hatte, und so kamen sie endlich zu Hause an.

Georgs Sachen wurden ausgepackt. Ahlenbach fand mehrere schwere Rollen Gold, und in einer Schreibtafel einen Brief, sichtlich von einer weiblichen Hand geschrieben, und zwar mit verstellten Zü-

gen; denn die Buchstaben waren sich nicht gleich.

Dies war sein Inhalt: „Ich sende Ihnen meinen Georg. Ein schweres Geschick gebietet mir, auf sein Daseyn eine undurchdringliche Nacht zu legen. Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie im Stande sind, diese Nacht zu durchdringen; aber ich beschwöre Sie, es nicht zu thun. Ich bitte Sie, ihn für Ihren Sohn überall auszugeben. Erziehen Sie ihn nach Ihren Grundsätzen, wenn sie auch nicht mehr die Meinigen sind. In der tiefen, unterirdischen Nacht, worin der Sterbliche irrt, ist jede schöne Täuschung gerecht, gerechter als die Wahrheit. Und wäre Täuschung die Bestimmung des Menschen, so war ja der Mensch nicht ganz unglücklich, nur der, dem das schwere Geschick das todte Gesicht des Lebens hinter der täuschenden, schönen Maske zeigte. Ich werde den Knaben Ihnen eine lange Zeit lassen, gewiß bis seine Erziehung vollendet ist, vielleicht — ach! — ganz und immer! O das wäre ja wohl gut! Es sey!

„Das Einzige — ich sehe sehr wohl, was die Zeit, was das neidische Geschick aus dieser Bedingung machen kann; aber dennoch muß ich diese Bedingung machen, weil ich muß.

„Georg ist nicht Herr über seine Hand. Nein, mein Herr! Bedenken Sie das, und glauben Sie mir, daß ich nicht mit Worten spiele; denn wenn ein Mensch weiß, wie schwer diese Bedingung dem Herzen werden kann, so weiß ichs. Er ist nie Herr über seine Hand. Ich überlasse es Ihnen, den Jüngling zu überzeugen, es sey so! es sey unabänderlich so! In dem Deckel der Schreibtafel finden Sie ein Portrait. Bewahren Sie es vorsichtig, uud lassen Sie es Niemanden sehen. Ist Georg zwanzig Jahre alt, und Sie haben nichts von mir gehört, so nehmen Sie von dem Portrait die Fassung, aber nicht eher. Georg wird erfahren, wer er ist, und dann steht sein Geschick in seiner Hand. An Beweisen wirds ihm nicht fehlen. Gott sey mit Ihnen. Ich wer- Ihnen senden, was Sie vielleicht nicht

so gut zu Ihrer Erziehung haben können, als ich es habe. Gott sey mit Ihnen! O Gott sey mit Ihnen! Leben Sie wohl!"

Ahlenbach las den Brief in der That zum erstenmale wieder vor dem gewaltigen, unbegreiflichen Schicksale zitternd.

Er sann lange darüber, um einen hellen Weg aus diesem Labyrinthe von Geheimnissen zu finden. Er konnte mit seiner lebendigen Phantasie nicht einmal eine Reihe von Begebenheiten ersinnen, welche das alles nöthig gemacht haben könnte; aber mit desto größerer Zärtlichkeit warf er seine Blicke auf den Knaben, den das Geschick zum Unglück eingeweiht hatte.

Eben sagte Georg, seine Arme um Reinholds Hals schlingend: „Ach, Du warst recht glücklich, Reinhold; aber ich — ich durfte nur aus dem Fenster zusehen, wie die Kinder im Dorfe spielten und vor Freude schrieen. Aber nun wollen wir auch recht glücklich seyn!"

Ach, wie rührte das den horchenden Vater.

„Glücklich sollen Deine Kinderjahre seyn,“ seufzte er durch das offne Fenster gen Himmel sehend — „und für Deine höheren Jahre, Du armes Kind, will ich Dir Muth geben, ich will Dein Auge auf ein höheres Leben richten! Ich muß ja! Denn nicht Herr über Deine Hand, über Dein Herz? welche Freude von dem Leben bleibt Dir übrig, als die höchste, die schönste, Du armes Kind!“

Er fühlte in seiner Brust eine höhere Sorge; aber auch einen höheren Muth für Georg. Reinholden durfte er ja dem Leben, der Zeit überlassen. Seine Zukunft war ja hell und leicht. Aber Georgs Zukunft? Er sah, wie viel er zu thun hatte, um dem Knaben die Hoheit der Seele zu geben, den kalten Muth, die Kraft der Entsagung, der Entbehrung, um ihn über dem Leben, dem Schmerze, dem Schicksale empor zu halten.

Und am meisten rührte ihn das weiße, zarte Gesicht, das furchtsame, dunkle Au-

ge, als wollte es jetzt schon Thränen vergießen, die weiche, klagende Stimme, das schmeichelnde Wesen Georgs.

„O woher wird er den Muth, den Trotz nehmen, dessen er bedarf? Diesem weichen Herzen wird der Dorn schon weh thun, der an der Rose sitzt! Ach, wie will er es tragen, wenn die harte Hand des Geschicks ihm die schwere Dornenkrone auf das Haupt drückt! Ach, wie soll diese weiße, weiche Mädchenhand sich wehren gegen den Riesen des dunkeln Lebens! O weh, weh armes Kind! Ach, wenn er zwanzig Jahre ist, und ist er ein Mann, ich fühle, ich werde noch immer sagen müssen: armes Kind! O Du armes Kind!"

Die Kinder liefen in den Garten. Ahlenbach nahm aus dem Deckel der Schreibtafel das Portrait hervor.

Es war kein Zweifel, es war Georgs Mutter. Denn er sah dem Bilde zum Sprechen ähnlich. Ein schönes Gesicht voll Liebreiz. „O!" rief er — „wie viel Stürme mögen über dieses lächelnde Gesicht gezogen seyn; denn seht, o seht,

ihr Geister der Liebe, Ihr höheren Mächte! Sie ist Mutter, und über dem Sohne hängt die drohende, blitzende Nacht der harten Zukunft, und sie kann ihn nicht retten! Sie muß ihn fremden Händen übergeben, meinen! —

„O Mutter," fuhr er nach einer Pause fort — „ich schwöre auf Dein Mutterherz; ich will sein Schutzengel seyn, so sehr ein Mensch es seyn kann, und über uns lebt der ewige, unendliche Geist der Liebe für alle! Der Gedanke beruhige Dein Leben, oder Deine Träume!"

Er betrachtete das Gesicht noch lange. Dann besah er die Fassung, welche das Geheimniß verbarg.

Er pochte an die goldene Tafel mit tiefsinnigem Blick: „Was verhüllst Du? wie die Tafel des Geschicks? wie die dunkle Orakelhöhle zu Delphi? O eine Menschenhand hat hinter diesem goldenen Blech die Zukunft eines Menschen gezeichnet. Ich darf nur es wegnehmen, und ich lese des Kindes Geschick. O wäre es nicht bes-, ich thät es? Dann wüßte ich ja,

worauf ich hin zu arbeiten hätte! Besser gewiß; o gewiß! Aber gut nicht. Es ist nicht mein, dieses Geheimniß. Und wer weiß, ob es mich nicht irre machte, in dem einfachen Plane meiner Erziehung; ob ich nicht — nein, ich will ihn erziehen, wie Reinhold, nicht anders. Ich will in seine Seele nichts hineinkünsteln. Er soll leben als Kind, mit frohem Muth das Leben betrachten als Jüngling! Das soll er! Und Gott sey mit ihm! Gott sey mit ihm!"

9.

Nach vier Wochen hatte Georg die Ketten seiner alten Gefangenschaft ganz abgelegt. Er war mit seinem Bruder kühn bis an die hohe Felsenquelle des Flüßchens hinan geklettert. Sie waren schon eine Meile von Eschleben mit dem Flusse gegangen, und Georg that im

Ernst den Vorschlag mit dem Flusse bis ans Meer zu gehen, wenn nicht die lange Freiheit Reinholden Gehorsam und Vertrauen gegen Ahlenbach gelehrt hätte.

„Ihr sollt das Meer sehen!" sagte Ahlenbach, lächelnd über den Muth dieses halb weiblichen Knabens.

Er fing nun seine Erziehung methodisch an; denn ihm stand Malchen und auch der Kapitain nicht mehr im Wege. Den Unterricht selbst machte er so praktisch als möglich. Die Knaben mußten den Garten ausmessen mit ihren Schritten, und mußten eine Zeichnung davon entwerfen. Triumphirend brachten sie dem Vater die Zeichnung. Sie wurde gegen den Riß des Gartens gehalten, den der Verwalter hatte. Der Garten war ein unregelmäßiges Viereck. Nun gab ihnen der Vater die Meßkette; dann, da sie nie die Winkel treffen konnten, das Diopterlineal und den Meßtisch. Bis in den Spätherbst war der Garten gemessen, und richtig verzeichnet. Als Belohnung versprach

ihnen der Vater aufs Frühjahr die Messung der Felder, und dann der umliegenden Gegend. Das führte den Winter zur reinen Mathematik, wie sie für ihre Jahre und Kenntnisse paßte, und zum Zeichnen, zur Uebung des Auges und zur Aufmerksamkeit. Er besuchte mit ihnen die Eisenschmelzhütten die Bergwerke, jedes Gewerbe, und machte die Knaben aufmerksam, wie nützlich für das Leben diese armen Arbeiter wären. Er stellte gegen die fleißigen Landleute, gegen den Verwalter, gegen die Bergleute einen Müßiggänger in der Nähe, der nichts that, als schlafen, verzehren und seine Leute quälen, und überließ den Knaben, den Werth Beider zu schätzen.

Ohne daß er befahl, griffen die Knaben im Frühjahr zu Spaten und Harke, bauten ihre Erbsen- und Bohnenfelder im Garten selbst. Ahlenbach half ihnen. Sie thaten die erste Erndte, die süße Belohnung ihres spielenden Fleißes.

So ging Jahr an Jahr weg unter Arbeit und Spiel.

Georgs Vater schickte von Zeit zu Zeit große Kisten mit physikalischen und musikalischen Instrumenten, kostbaren Kupferwerken, Gemälden, und jedesmal waren diese Sendungen mit reichen Summen Goldes begleitet.

Ahlenbach führte wirklich den Plan aus, den er für eine menschliche Erziehung gemacht hatte. Er ließ aus dem Unterrichte alles weg, was bloße Gelehrsamkeit schien. Besonders hütete er sich, über die erhabensten Gegenstände des Menschen, über Gott, Unsterblichkeit uud Tugend kalt zu räsonniren, ohne eine erhabene Veranlassung. Diese erhabene Dreieinigkeit war gar kein Gegenstand des Unterrichts. Er setzte den Glauben daran in den Seelen der Knaben voraus, und erhob ihn nur bei seltenen und ergreifenden Gelegenheiten zum lebendigsten Gefühl, etwan an dem Sterbebette eines redlichen Familienvaters in dem Dorfe, bei der Taufe eines Kindes, bei der Verheiraihung eines jungen Paars, oder bei einem allgemeinen Unglück. Seine Meta-

physik

physik war Religiosität; aus dem System machte er einen erhabenen, glänzenden Tempel, in dem alle Völker der Erde knieeten vor der ewigen Liebe, die Herzen voll flammender Hoffnung des ewigen Lebens, voll Seligkeit und Tugend.

„Wenn er mehr als zwanzig Jahre alt ist, wenn er längst das Geheimniß seines Lebens hat lesen dürfen," rief er — „dann mögen sie erfahren, wie die Philosophen aller Völker die Gottheit bewiesen haben. Jetzt sollen sie Beide fühlen, wie nahe sie ihnen ist!"

Bei solchen Gelegenheiten dann redete er mit der Begeisterung heißesten Flammen, mit der Anbetung der tiefsten Demuth. Dann enthüllte er ihnen irgend ein großes Naturgesetz der Welt oder unserer Erde; dann erzählte er ihnen das Leben irgend eines edeln Menschen, das erhabener ist, und mehr als die Bewegung der Sonnen; dann zeigte er ihnen in der Geschichte die Bestimmung des Menschengeschlechts, wie die Wahrheit immer mehr Raum auf der Erde gewinnt, und unter

den Völkern, wie das Menschengeschlecht in der Weisheit fortschreitet von Wahrheit zu Wahrheit, wie das Kind, wie Ihr, Du Reinhold, und Du Georg, von Tage zu Tage, so der Mensch von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Dann standen die beiden vierzehnjährigen Knaben vor ihm, ihre Augen voll Thränen auf seine flammenden Augen gerichtet. Sie redeten nicht ein Wort; aber ihre Seele war eine erhabene Pyramide, auf welche die Weisheit die Geheimnisse der Vorwelt in heiligen Schriftzügen auf ewig eingegraben. Daher kam es, daß sie den Gedanken Gott beständig mit der Natur und mit der Geschichte der Menschen verbanden, die beiden erhabenen Zeugen der göttlichen Macht und der göttlichen Liebe.

Als vierzehnjährige Knaben, so alt waren sie jetzt, hätten sie unter ihres gleichen überall zurückstehen müssen; denn sie konnten von nichts in der Idee reden, als was ihr Herz heftig ergriffen hatte. Ihre

Seele reifte langsam, unsichtbar, in stiller unbemerkter Wärme der erhabensten Liebe.

Am Abend spät, oder am Morgen früh las Ahlenbach mit ihnen die Dichter. Nur die Schönheiten der griechischen und römischen Dichter setzte er ihnen auseinander, um ihren Geschmack zu befestigen; die deutschen bedurften es weniger. Von dem Dichter gingen Sie an den Flügel, von der Musik wieder an den Dichter.

Da sie die Phönissen lasen, die Szene, wo die Mutter die beiden Brüder versöhnen will, warfen sie, die beiden liebenden Brüder, erst zärtliche Blicke einer auf den andern. Da aber Eteokles zu dem Bruder sagt: „Fort mit Dir aus diesen Mauern, sonst durchbort dies Schwerdt Dein Herz!" Da erblaßte Georg, und Reinholds Wange erröthete dunkel.

Sie hörten nicht mehr, was die jammernde Mutter sagte: „O ich Arme! Ach, was macht ihr, Kinder?"

Sie gingen Beide hinaus. Hier im Dunkel auf der Hausflur suchten ihre Arme sich und ihre Lippen. Und sie drückten die Lippen in sehnsüchtiger Liebe auf einander, und Reinhold seufzte leise: „O ich habe Dir schon längst alles verziehen, mein Bruder. Liebe mich nur wieder!“

Georg hatte am Morgen Reinholden mit fortgesetztem Spott — das war sein Fehler — beleidigt.

„O von nun an werde ich zittern vor dem kleinsten Unmuth in Deinem Auge, Reinhold. O und wäre eine Krone streitig unter uns, ich würde sagen: nimm, nimm sie, und liebe mich nur!“

Und nun gingen sie Beide auf die Höhe, und unter dem unendlichen Himmel, und unter den ewigen Sternen schworen sie sich eine unendliche, eine ewige Liebe. Ahlenbach sah an der höhern, muthigen Freude Reinholds, und an Georgs weichem, zärtlichem Tone, wo sie gewesen, und was sie gemacht.

„Nein," rief an dem Morgen Georg, und sprang aus seinem Lager in die offnen Arme seines Bruders — „die veränderliche Zeit geht an uns vorüber. Laß sie gehen. Wir bleiben!"

„Ach, mein Georg, wir gehen ja vorüber an der Zeit, die Zeit bleibt; aber wie schön ists, wenn Du mit mir gehst!"

Sie waren drei ganzer Tage lang nicht zu haben; es waren die Tage, wo sie eingeweiht wurden in den süßen Bund der Freundschaft, der, ach! dem Jünglinge noch erhabener ist als der Bund der ersten Liebe. Ihre Freundschaft war erhaben, wie die erhabenen Gletscher, in denen sich nur die Farben des Himmels spiegeln.

Aber was Ahlenbach geglaubt hatte, daß er allein in Eschleben nur Einfluß haben würde auf Reinholds Bildung, war nicht; denn der ehrliche alte Verwalter, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, arbeitete ebenfalls an den Seelen der beiden Heroen mit seinen Erzählungen von dem edlen Könige und seinen Schlachten. Seine Enkelin, ein

Mädchen von achtzehn Jahren, unschuldig, fröhlich und haushälterisch, zog die beiden Knaben an sich, und das Haus erscholl oft von dem lautesten Gelächter der Possen, welche die beiden Knaben dem arglosen Alten im frohen, jugendlichen Muth spielten, so sehr sie den kalten Muth des Greises ehrten.

Die kleine Seite des bürgerlichen Lebens lernten die Knaben von dem Alten kennen, und von seiner Tochter. Ahlenbach sah es; aber er mochte es nicht hindern. Die beiden Menschen waren so unschuldig, so arglos, daß er sie ihren Händen tausendmal lieber überlassen konnte, als Eugeniens, die er noch immer sehr hochachtete.

Diesen Sommer machte er kleine Reisen mit den beiden Söhnen in alle Gegenden von Deutschland, bald zu Fuß, bald zu Wagen, wie es kam.

Sie hatten bisher das Menschengeschlecht gesehen, das an der Hand der Zeit zu dem großen Tempel der erhabensten Menschheit langsam fortschreitet. Die

Erde war ihnen ein Arkadien, wo man in heiligen Hymnen und in frommen Tänzen nichts feiert, als Götterfeste, wo Musik und Dichtkunst die Gesetzgeber der Bewohner sind; aber jetzt mußte er die beiden Knaben auch in Kynaithe einführen, auch in Arkadien, wo aber kein Götterfest gefeiert wurde, deren Bewohner wild wie Thiere waren: er wollte sie in die wirkliche Welt einführen.

Ehe sie die erste große Stadt erreichten, fing er ihnen an, den Satz aus einander zu setzen, daß eine Zeit kommen müsse, wo das Menschengeschlecht tugendhaft sey, und nur der einzelne Mensch Verbrechen beginge. Er hob an, von dem Menschen ein Gemälde zu machen, was ähnlicher war, als das Ideal in ihren Köpfen; aber die Antworten der Beiden belehrten ihn, daß der Verwalter mit seiner Tochter ihm mit diesem Gemälde der Menschen aus der niederländischen Schule zuvor gekommen waren. Er lächelte also, hörte sie an, und freute sich, daß der Alte, und besonders seine Tochter, dem Menschen

doch einige Züge aus der italiänischen Schule gelassen.

Er irrte sich; denn wären die beiden Knaben auf einen Bubenstreich eines Menschen getroffen, sie würden außer sich gewesen seyn. Ahlenbach ging also ruhig mit ihnen in eine Hauptstadt Deutschlands.

Da jeder Jüngling mit einem warmen Herzen sich hinaussehnt aus seinem Vaterlande, weil er irgendwo anders das Glück zu finden hofft, nach dem er sich sehnt: — wir glauben ja nur, unser Auge wird eine schönere Welt finden, da doch nur ewig das sehnende Herz eine schönere, die des Ideals, sucht, — so sehnten sich Beide aus dem Genusse der Schauspiele, der Konzerte in der Hauptstadt nach kurzer Zeit auf die Alpen. „Ihr sollt sie sehen!“ versprach lächelnd ihr Vater — „und dann werdet ihr Euch auf das Meer wünschen, und dann endlich wieder in das stille Eschleben.“ Aber ihr Aufenthalt in Wien wurde ihnen nicht unnütz. Sie gingen aus den Werkstätten der Künstler in die

der Handwerker. Sie drangen in die Hütten der Armen, und verglichen den Mangel der Dürftigkeit mit der Verschwendung der Großen und Reichen. Sie sahen den Glanz neben dem bittersten Mangel, und sie wurden schmerzlich betrübt.

„Die Zeiten werden kommen, meine Söhne,“ hob Ahlenbach seinen alten Spruch an — „in denen der Reiche in den Armen den Menschen anerkennen wird, wie er in dem Neger schon den Menschen erkannte. Ihr werdet es bald begreifen lernen! Jetzt ist es zu früh, es Euch zu sagen.“

Sie wanderten nun das schöne Donauthal hinauf, bis an den Rhein, und nun gingen sie durch die freie Schweiz den Alpen zu.

Hier an Ort und Stelle las er mit ihnen Johannes Müller. Sie standen auf dem Rütli, wo die Freiheit entsprossen war. Sie besuchten die Schlachtfelder, wo die Helden, wo Winkelried geblutet hatte für die Freiheit. Sie

zeichneten, sie schrieben auf, was sie dachten und fühlten. Am Abend lasen sie es dem Vater vor.

Nun gingen sie über die Alpen, nach Mailand, Florenz und Rom, bis Neapel. Ganz Italien war ein großes Schlachtfeld des größten der Völker, Roms.

Sie lasen hier noch einmal den Livius, und den Sturtz der großen Welttyrannin Rom. Sie standen auf dem Kapitol und bei Kannae. Und die Geschichte stand aus dem großen Grabe lebend vor ihrem Auge auf, und Ahlenbach zeigte ihnen, warum Rom fallen mußte, damit einem menschlichern Geiste Raum gegeben wurde auf der Erde.

Hier studirten sie die Kunst und die Sprache des Landes.

Ein Jahr blieben sie in Italien. Dann zog er mit ihnen denselben Weg, den er mit dem Kapitain gemacht hatte, über den Montcenis, Hannibals Siegsstraße, nach Frankreich.

Auf diesem Wege redete Ahlenbach mit Reinhold von nichts, als von dem Kapitain. Er erinnerte ihn an alle schöne Stunden seiner Kindheit, an Amaliens Liebe, an des Kapitains Edelmuth, an seine Spiele mit Marien.

„O wann, wann werde ich ihn wiedersehen!" rief Reinhold, die Hände zusammenschlagend, und dann sich an Ahlenbachs Hals werfend.

Er war den ganzen Tag tiefsinnig; aber noch tiefsinniger war Georg. Er sagte nichts dazu, da Reinhold ihn in eine Wildniß führte, und ihm das Gemählde seiner Kindheit mit frischen Farben mahlte, und diese kleinen Bilder erhabener fand, als die Alpen vor ihm. Er seufzte nur, da Reinhold ihm mit frohem Entzücken das Versprechen Ahlenbachs wiederholte, sie wollten aus Frankreich über Welfenstein gehen. „Was ist Dir denn, Georg?" fragte Reinhold den Stummen.

„Ach, habe ich nicht auch eine Kindheit gehabt? Und Eltern? wie Du?

Wer sind sie? wer sind sie? O sieh, mit Schrecken erinnere ich mich der Donna Isabelle, der falschen Namen, die man der Stadt gab, deren Thürme ich von meinem Fenster sah, dem Strom, der unter mir unbekannt vorüberrauschte, und den man Ebro nannte. Welch ein furchtbares Geschick machte diese grausame Täuschung nöthig? War diese Isabelle meine Mutter? Nein! nein! o da steht sie noch vor mir, die hohe Gestalt der Frau, deren Augen mein Anblick mit Thränen füllte, die ihre nassen Augen gen Himmel um Erbarmen schlug, wenn sie mich umarmte. War sie meine Mutter? War er mein Vater, der Mann, der es kaum wagte, seine Hand auf mein Haupt zu legen, um mich zu segnen? O wie glücklich bist Du? Du hast einen Vater, den Kapitain."

Reinhold seufzte, denn er kannte auch seinen Vater nicht.

Georg hörte nicht, wie er ihm das sagte. Er lief zu Hause zu Ahlenbach, warf sich an seine Brust und rief: „O

mein theurer, geliebter Lehrer, mein theurer Vater. So will ich Dich immer nennen! Sage mir, wer ist mein Vater? Wer bin ich?"

„Auch Du sollst Deinen Vater — wenn er es ist — sehen, sobald wir aus England zurück gekehrt sind."

„In zwei Jahren also? Aber so sage Du mir, was Du von mir weißt. Rede! Ich bin ja kein Knabe mehr, der kein Geheimniß zu verwahren weiß. Ich kann nicht ruhig werden, o rede, rede!"

Ahlenbach erzählte ihm alles, was er wußte. Er zeigte ihm das Miniaturportrait.

„Das ist sie!" rief Georg heftig, und benetzte das Bild mit heißen Thränen. „Das ist," sagte er schluchzend und stockend — „das ist meine Mutter! O laß mir das Bild!"

„Das darf ich nicht, mein Sohn! Aber wenn Du zwanzig Jahre alt bist, und wir haben dann keine Nachrichten von Deinem Vater, dann gebe ich Dir das Bild, und mehr dazu, die Enthüllung

des Geheimnisses, Deinen Namen, Dein Schicksal."

„Du weißt also?" rief er, und sah ihn mit Augen voll ahnenden Schrecken an.

„Nichts weiß ich. Nicht mehr als Du! Aber dann erfährst Du alles!"

„O wie zittere ich vor dieser Minute, und wie sehne ich mich nach ihr — — doch Du sagtest ja, Vater, ich würde ihn in zwei Jahren sehen, wenn wir aus England zurück kämen."

„So schreibt er mir, lieber Georg."

„Du weißt, wo er ist?"

„Nein. Die Briefe sind von einem Frauenzimmer geschrieben, ohne Unterschrift. Lies! Du wirst sehen, sie enthalten nur Deines Vaters —"

„Meines Vaters?"

„Ich glaube es — Zufriedenheit mit Deiner Erziehung, und Anweisungen auf mehr Geld, als wir gebrauchen."

„Ahnest Du nichts? Vermuthest Du nichts? Nicht, warum mein Vater mein Daseyn verhehlen muß? warum meine

Mutter — o meine Mutter! — mich nicht kennen darf?“

„Gar nichts liebster Georg. Gar nichts. Ich hätte ein Mittel gehabt, vielleicht den Namen Deines Vaters kennen zu lernen —“

„Du hattest ein Mittel?“ Hättest es vielleicht noch?“

„Ja, aber ich versprach ihm, keinen Schritt zu thun, um ihn kennen zu lernen.“

„Aber nicht ich! Sage es mir!“

„Wäre denn nicht die Treue ein Spiel mit Worten, Georg?“

— — „Ja! — — Ja! — In zwei Jahren also; oder wenn ich zwanzig Jahre alt bin. Wie alt aber bin ich denn eigentlich?“

„Wie ungeduldig Du bist!“

„Ja, ungeduldig, meinem Schicksal in das bleiche, stumme Gespenstergesicht zu schauen, und zu fragen: wie mächtig bist du?“

Er ging stolz hinaus, um sich draußen auszuweinen. Dann redete er nie wieder mit Ahlenbach darüber, mit Reinhold desto mehr.

„Aber gesteh," sagte Reinhold — „es ist etwas Großes, wenn so auf einmal vor den Augen eines Sterblichen der Vorhang vor seinem Geschick weggerissen wird. Die edelsten Handlungen, die schwersten Opfer können Dir nicht schwer werden; denn Du legst nicht, wie ich, der Vergangenheit, einem verzeihenden Vater, einer lächelnden Mutter, einer liebenden Gespielin Rechenschaft von Deinem Leben ab, sondern der ernsten, majestätvollen Zukunft, umringt von allen Geistern, umringt von lauter unbekannten hohen Gestalten, die Du nicht kennst, wie Deinen Namen nicht. O es ist etwas Großes drin. Der Gedanke ist ein Schutzgeist Deines Lebens, der mir fehlt."

„O laß mir das Schicksal ankündigen, was es will, nur nicht eine Trennung von Dir, und von unserm Vater! Es giebt mir

mir eine Mutter, und einen Vater. Was mehr? Was kümmerts mich?"

In der That, dieses seltsame Schicksal Georgs gab beiden Jünglingen, Reinholden aus Freundschaft mit, eine edlere Haltung.

Sie blieben in Frankreich ein Jahr. Sie lernten hier mehr als die Sprache des Volks; sie sahen hier die mit so kostbarem Blut theuer erkaufte Freiheit unter dem wilden Ehrgeiz harter Dämagogen wieder sterben.

„Und dennoch, dennoch," sagte Ahlenbach — „dennoch hinterläßt die sterbende Freiheit ihre Keime in aller Herzen, die der wildeste Despot — und der Fuß eines Despoten wird sie niedertreten — nicht wieder heraus zu reißen die Macht hat. Ihr werdet es sehen! Die Zeit treibt ihr Werk, und zerstört, was in ihrem Wege steht! Ihr werdet sehen!"

Nun gingen sie nach Deutschland zurück, und auf dem kürzesten Wege nach Welfenstein.

Ahlenbach war eben so begierig, wieder in Welfenstein zu seyn, als Reinhold. Sie redeten von nichts, als von dem Kapitain und seiner Familie.

Endlich kamen sie an. Sie schlichen sich in das Wäldchen, und so traten sie auf einmal um das Haus her, wo der Kapitain mit seiner Frau saß.

„Ahlenbach!" rief er, und seinen Fuß vergessend sprang er so rasch auf, daß er an die Brust seines Freundes fiel.

Der Kapitain schlug sich, Ahlenbachen vor die Brust, um ihm und sich selbst Worte zu geben.

Jetzt lag Reinhold in Malchens Armen, bis sie den geliebten Sohn ihrem Manne zuführte. Man that tausend

Fragen, die Niemand beantwortete, als Malchen.

Der alte Joachim näherte sich ganz leise, und berührte nur von hinten des geliebten Reinholds Kleidung und Haar. Er überließ seiner Herrschaft alle Thränen, alle Worte, alle Liebkosungen, bis denn der Kapitain rief: „Reinhold, da steht der alte treue Joachim; da gieb ihm die Hand." Joachim bückte sich vor dem jungen gnädigen Herrn sehr tief; aber Reinhold hing mit lautem, frohem, von Weinen durchbrochenem Geschrei an des Alten Brust, und drohte ihm ernst und bittend das alte Du der Kindheit wieder ab, und rief: „frag Ahlenbach, alter Joachim, wie ich Dich liebe, was ich von Dir sagte; frag hier Georg! Aber wo ist Marie denn?"

„Und Jukunde!" setzte Malchen hinzu.

„Oben unter der Reinholds Eiche.“

„Wie? Reinholds Eiche?“

„Ja, Dir zu Ehren. Marie hat sie gepflanzt, und wir — haben da oft für Dich gebetet, Reinhold.“

„Ich hole Marien, rief Reinhold.

„Und Jukunden,“ fügte Malchen noch einmal hinzu. Er nahm Georg unter den Arm, und sie gingen auf die Höhe nach der Reinholds Eiche.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß Joachim Marien auf dem Wege nach der Eiche ein Dutzend kurze Lobreden hielt, die aus einem Paar Oh und Achs, Kopfnicken und Blicken voll Bewunderung bestanden; denn in Georgs Kopfe stand das ganze Welfenstein ohnehin wie eine Siegespforte, wie Palmyra, wie eine Pyramide, wie der Göttertempel zu

Delphi von lauter sanften Sonnenstrahlen, Morgen- und Abendröthen umstrahlt, da. Der Kapitain mit seinem Bathorden, obgleich Beide junge Leute alle Orden wie junge Leute außerordentlich verachteten, so machten sie doch eine Ausnahme mit dem Orden des Kapitains — der Kapitain schien Georgen ein Gott, Amalie die Penelope, Joachim so ehrwürdig wie der göttliche Sauhirt; aber Marie strahlte unter allen Figuren hervor, sie war Nausikaa.

Wenn die beiden Knaben allein waren als Kinder, Knaben und Jünglinge, so hatte der arme Georg nichts zu erzählen, als von seiner einsamen Gefangenschaft: dagegen hob nun Reinhold an von Welfenstein zu erzählen, und von den lieben Menschen dort, und je mehr die Zeit sie in dem Hintergrunde der Vergangenheit verdunkelte, mit einem desto glänzendern Licht umgab Reinholds

Phantasie alle Figuren, besonders seine Spielgefährtin Marie. Es hatte Niemand eine Tugend, die er ihr nicht gab, keine Schönheit, keinen Reiz, den sie nicht mit dem schönsten aller Reize, dem durchsichtigen Schleier der Unschuld und der Demuth verhüllte. Sie sahen als Jünglinge in Italien keine Madonna von irgend einem Künstler, wobei nicht Reinhold seinem Freunde einen Wink, oder einen Stoß mit der Hand gab, um ihm zuzuflüstern, die Madonna sey von Marien gestohlen.

Auf der Höhe von Madonna del Monte, wo Ahlenbach mit dem Kapitain gestanden hatte, verglich er selbst die schöne Aussicht mit der Aussicht von der Höhe in Welfenstein, und Reinhold sagte leise zu Georg: „Nur daß dort die Madonna selbst sichtbar war, Marie, und hier nicht."

Es that Reinholds Mahlereien gar keinen Eintrag, daß Marie vier Jahre

alt war oder fünfe, da er sie verlassen, sondern sogar Vorschub, uud wenn Georg mit seinem Pylades von seiner räthselhaften Zukunft redete, so sagte prophetisch Reinhold: „Ich glaube, ich bin gewiß, lieber Georg, sie werden sich in Welfenstein alle entwickeln."

Und nun denkt Euch meine beiden Heroen, die nun fast achtzehn Jahre alt sind, also in dem Alter, wo ohnehin die Erde mit nichts als Sonnentempeln, Triumphbogen, Pyramiden und Orakelhöhlen bedeckt ist, wo jedes Mädchen eine Göttin ist, mit welchen Empfindungen sie Welfenstein von weiten sahen, mit welchen Empfindungen sie jetzt den Weg nach der Reinholds Eiche hinauf stiegen! Wie rege ihr Herz war, wie offen, die Liebe in sich aufzunehmen, wenn sie nicht schon mitten in ihrem Herzen gewohnt hätte.

Joachim schickte den Siegesboten seiner Stimme mit dem Namen Rein-

hold voraus, Marien zu, und Marie, die alle Briefe Ahlenbachs über Reinhold, in denen der Knabe wie ein Heros des Alterthums gemahlt war, gelesen, und von Joachim jeden Tag ein Register von Reinholds Tugenden gehört hatte, und jetzt ebenfalls in dem sechzehnten Jahre, dem schönsten des ganzen weiblichen Lebens, stand, Marie flog den beiden Jünglingen entgegen mit offnen Armen, mit dem lauten Geschrei: „Reinhold! o Reinhold!" Aber da sie drei Schritte von einander waren, stockten ihre Schritte. Sie sahen sich ausathmend und lächelnd an, ohne das Herz zu haben, die Arme um einander zu schlagen, bis die Scham, für kalt gehalten zu werden, die Scham der unschuldigen und ahnenden Jugend besiegte, und Reinhold seine Arme um Mariens Rücken schlug.

Marie hätte zu einer Madonna weiter nichts nöthig gehabt, als die zehn Jah-

re Trennung; aber sie war eine Nausikaa an jungfräulicher, zarter, schlanker Gestalt, an hohem Reiz der Gesundheit, der Unschuld und des erwachenden Herzens. Das stumme, zärtliche Lächeln, mit dem sie erröthend vor Reinhold stand, das blaue Auge bald bedeckte, bald schamhaft hob, gab ihr den höchsten Reiz.

Reinhold gab seinem Freunde einen Wink, als wollte er sagen: „Habe ich zu viel gesagt?"

Georg, dessen Herz der Resonanzboden war, auf dem jeder Ton der Liebe wiederklang, und der heute den ganzen Tag schon in den mannigfaltigsten Bewegungen gezittert hatte, stand einen Schritt hinter Reinhold, und schaute athemlos auf die heilig schöne Gestalt der Jungfrau, die schöner war, als alle seine Träume von ihr. Er schaute mit sanften Erbeben in das blaue, unschuldige Auge, auf die glatte, ruhige Madonnenstirn, auf die rö-

there, zarte Wange, das Lächeln des Mundes. Die einzige Kornblume, die mit der bewegten Brust zitterte, schien ihm schon ein Reiz der höchsten Schönheit. Jede sanfte Bewegung ihrer Hand, die Falten ihres Gewandes, die bis auf die Spitze des Fußes herabwallten, der seitwärts gewendete Blick, womit sie Jukunden sich zu Hülfe rief, die in der Ferne stand, und viel dreister lächelte, das alles erfüllte sein volles Herz mit unendlicher Liebe.

Da aber Joachim das Gespräch anhob; da sie nun redete mit dieser wohlklingenden, reinen, weichen Stimme, jede schöne Empfindung hätte keine andere Stimme nehmen dürfen, als Mariens; da nun Reinhold sie fragte nach seinen Höhen, nach ihren kleinen Thälern, nach ihren alten Blumenfeldern, nach des Kapitains erster Wiege, und seine Stimme ihr immer bekannter wieder wurde, und die zehn Jahre Trennung endlich ver-

schwanden, wie sie da nun ihm die Hand bot, und die andere auch, und nun endlich rief: „O ja Du bist es, Reinhold! Du bists! Jetzt erkenne ich Dich ja wieder, obgleich ich Dich so in meinen Träumen gesehen. O mein liebster Bruder Reinhold!“ und nun unter dem Schutze des Namens Bruder an seine Brust fiel, und bei jeder Liebkosung den Namen Bruder wiederholte, und er Schwester sagte: da umzog eine frohe Röthe auch bei diesen Namen Bruder! Schwester! Georgs Wangen, und eine schöne Ahnung der Zukunft zog in sein gestilltes Herz.

Da stellte Reinhold seinen Freund Georg der Schwester vor, mit den Worten: „Sieh, liebe Marie, mein anderes Ich! O der Himmel gebe mir ein gutes Wort, womit ich Dir sage, was er mir ist. Mein besseres Ich, mein schöneres, mein edleres Ich! O liebe ihn ja, liebe Marie! meinen Georg!“

Da beugte sich Marie vor dem Jünglinge, dessen Herz bis zum Schmerz pochte, und dessen Wange vor Scham erröthete, daß die edle Gestalt sich vor ihm beugte. Aber Beide sagten nichts, nicht einmal die Augen. Sie hatten sie Beide bedeckt. Marie wußte nicht, wie sie von ihm loskommen sollte, der so stumm, und doch so ehrerbietig vor ihr stand. Sie stellte ihrem Bruder Jukunden vor.

„Nun endlich!" sagte Jukunde — „habt ihr auch für die arme Jukunde ein Auge, wenn auch nur ein halbes. O lieber Reinhold, ich habe Dich nicht gekannt; aber doch geliebt. Daß Marie Dich liebt, das ist gar nichts. Denn sie hat zwei Jahre mit Dir gespielt; aber nun komm, ich will Dir zeigen, wie alles hier, Berg und Thal, die ganze Natur hier, ein schönes Denkmal von Dir ist."

Jukunde war vierzehn Jahre alt. Sie hatte noch die ganze unbefangene, muthwillige Dreistigkeit ihrer Jahre.

Sie hing sich an ihres Bruders Arm, sie zog ihn auf die Höhe.

„Tausendmal hat mir Marie erzählt, wie Du mit ihr von hier hinab gelaufen bist, bis tief ins Thal. Nun laß sehen, ob ichs auch kann."

Sie lief mit ihm den abhängigen, gekrümmten Weg ins Thal hinab. Während deß stand Marie neben Georg auf der Höhe.

Er nannte ihr jeden Namen, den Reinhold den Gegenständen hier gegeben, und sagte ihr, wie genau er hier mit allem bekannt sey. „O," fuhr er fort — „o er sagte mit einmal: komm erst hin, und sieh, und lerne sie kennen, alle, die ich liebe, und — er legte nun die Hand

auf das tief bewegte Herz — und setzte nicht hinzu: wie finde ich alles viel schöner, als er sagte, und als ich glaubte.

Marie verstand seine Bewegung mit der Hand, sie zeigte nur mit der Hand in das Thal, wo eben Jukunde mit Reinhold in das Gebüsch verschwand, das den See umkreiste.

Marie konnte ja nicht mit ihm hinab fliegen, wie Jukunde mit Reinhold, aber das langsame Hinabgehen hatte noch mehr Schwierigkeiten; denn die steilsten Stellen trug er Marien mehr, als er sie führte, und dabei erzählte er ihr von den fürchterlichen Abgründen in den Alpen; und mahlte er mit lebendigen Farben — und er hatte jetzt keine anderen Farben, keine andern Bilder als die erhabensten: — so blieb sie, ergriffen von dem Gemälde, auf ihn gelehnt zum Hinabgehen, so stehen, das schöne Auge in seines voll sanfter Flammen getaucht, und

ihr Herz schlug vor Freude, wenn er ihren Namen bei jeder erhabenen Beschreibung nannte; „der nie fehlte; denn wir, Marie, denn wir nannten bei allem, was uns schön und groß war, Mariens Namen!“

So kamen sie endlich unten an den See. Aber Reinhold ruderte schon mit Jukunden auf der Mitte des Sees.

Reinhold winkte ihnen, links zu gehen.

Sie gingen einsam unter den Ellern am See weg, bald redend, bald eine lange Zeit schweigend, und da sie an der Spitze des Sees wieder zu einander stießen, da lief Jukunde zu Marien, und rief: „Er hat mir gesagt, Marie, daß er mich eben so liebt, als Dich. Und morgen, wenn er es erst weiß, was ich alles kann, Marie, soll er mich tausend-

mal so lieb haben, als Dich. Nicht wahr, lieber Reinhold?"

Während hier am See und auf der Höhe, die Herzen in einer so süßen Bewegung waren, saßen Ahlenbach und der Kapitain zusammen, und ihr Gespräch war ernst über Georg.

Ahlenbach sagte dem Freunde alles, alles. Vergebens suchten sie das räthselhafte Geschick, das Mariens Anblick noch räthselhafter gemacht hat, zu errathen. Ahlenbach liebte den jungen Menschen, mit einer unendlichen Liebe, und darum eben beunruhigte ihn seine Zukunft so sehr.

Ahlenbach vergaß nicht, dem Kapitain die einzige Bedingung zu sagen, unter der ihm Georg übergeben war: er sey nicht Herr seiner Hand und seines Herzens; aber es fiel ihm so wenig als dem Kapitain ein, daß Georg in dem

Umgange

Umgange mit Marien die Bedingung übertreten könnte.

Vom Morgen an bis an den späten Abend streiften die beiden jungen Paare weit in der schönen Gegend, und was mehr sagen will, in dem Garten der Liebe umher, wozu der Frühling die ganze Gegend gemacht hatte.

Es waren zwei Paare meinten sie; aber sie dachten nicht daran, daß die fröhliche Jukunde im nichts achtenden Spiel der Kindheit schon längst mit Reinhold oben auf der Höhe saß, wenn Georg und Marie noch unten im Nachtigallenthale in der Dämmerung des blühenden Waldes neben einander saßen und in ihrem süßen Gespräch vergaßen, daß Reinhold ihrer wartete, so daß sie oft auf zwei verschiedenen Wegen Mittags zu Hause kamen.

Reinhold mußte sogar, wenn Jukunde einem Schmetterlinge nachflatterte,

und: „Reinhold! Reinhold!“ rief. Marien den Ort nennen, wo sie sich finden wollten.

Marie nickte lächelnd mit dem Kopfe, ohne zu erröthen, denn sie schob es ja auf Jukundens kindische Wildheit.

Die beiden Freunde verstanden sich besser. Georg erröthete, wenn Reinhold den Ort nannte, und Reinhold lächelte dazu. Es war ihm ja die schönste aller Vorstellungen, daß sein Freund vielleicht der Geliebte seiner Schwester werden könnte.

So knüpfte der Frühling, die Natur, die Jugend, die reinste Unschuld zweier erwachenden Herzen die ersten Bande einer zarten, verhüllten Liebe zwischen Georg und Marien.

Mit jeder kleinen Erzählung, die Georg Marien gab, von ihrem Le-

ben in Eschleben, von seiner innigen Freundschaft mit Reinhold, von seiner öden, einsamen Kindheit, drang die Liebe immer tiefer in Mariens Herz. Und da er ihr erzählte, von seinem Vater, von der Nacht, die auf seinem Leben, auf seiner Zukunft lag. Ach! eben das, was sie hätte zurückhalten sollen, bewegte sie noch mehr.

Sie war entzückt darüber, daß ihre Freundschaft einen tröstenden Lichtstrahl über seine dunkle Zukunft werfen konnte.

Das allein, dieses romantische Spiel des Lebens, hätte ja allein ihr Herz mit Liebe füllen können. Ihre Herzen fühlten die Liebe; aber die Lippen waren verschwiegen. Marie wußte von dem Zustande ihres Herzens gar nichts. Sie sah nichts, als daß sie nur, seit sie den edlen Jüngling kannte, ernster, stolzer und erhabener fühlte und dachte. Sie hatte nur die

Kindheit abgelegt, und war Jungfrau geworden.

Georg hatte einen Freund, einen Vertrauten, aus dessen Brust er die Erklärung dieser süßen Räthsel der Liebe holen konnte.

Es bedurfte nur einer stockenden, zitternden Unterredung, und Reinhold fiel an Georgs Brust, und sagte leise: „Du liebst Marien!"

Die Augen des Liebenden füllten sich mit Thränen. Er legte stumm sein Haupt an des Freundes Brust, und das Geheimniß war entdeckt.

Aber noch Jemand hatte das Geheimniß entdeckt, der alte Joachim.

Er ging von Weitem den beiden Paaren nach. Es gab doch ein halbes Stündchen, wo Zukunde ihm Reinholden

abtrat; aber immer sah er Reinhold allein, und wenn er umherschaute, und suchte, so fand er Georg und Marien allein, in einem Thale, Hand in Hand sitzen, die Blicke auf einander geheftet, ohne doch zu reden.

Joachim lächelte, nickte mit dem Kopfe, und sagte: „Das wäre so übel nicht, und so bliebe Zukunde für Reinhold!“

Er machte sich an Marien; er sah sie erröthen, redete er von Georg. Er sah die Veränderung in ihrem ganzen Wesen. Er wurde seiner Sache gewiß.

Er machte eine ziemlich deutliche Anspielung, da er mit Marien einmal allein war, und die glühende Röthe, die ihr Gesicht überzog, die heftige Erschütterung ihres ganzen Innern, die der Alte recht wohl erkannte, machte den Alten zu einem fröhlichen Narren.

„O liebe Marie!“ rief er freudig — „es ist so recht gut! Der Himmel sorgt für uns alle!“

Marie sah ihn erstaunt und seufzend an, uud die Erklärung wurde abgebrochen; aber Joachim konnte die Entdeckung seinem theuren Herrn nicht verschweigen.

Am andern Morgen, da er seinen Herrn anzog, war er so vergnügt, daß er auf einmal anfing zu singen: „Rule Britannia!“

„Nun, was giebts, Joachim?“

„Frühling, Herr Kapitain, wo sich alles paart, durch Gottes Barmherzigkeit. Die kleinsten Gewürme, und das große Menschenherz auch. Ich weiß etwas Neues, Herr Kapitain. Der junge Mensch, Georg, und Marie —“

„Unglücklicher! Was meinst Du?“

Joachim erzählte ein wenig verlegen, und verhehlte, obgleich er merkte, sein Herr fand diese Erklärung nicht so angenehm, gar nicht, daß er Marien, die wahrscheinlich mit ihrem Herzen nicht bekannt gewesen wäre, gestern Abend ein wenig auf den Weg geholfen hätte.

„O Joachim, was hast Du gemacht?“

„Ich glaubte nur Ihren und Herrn Ahlenbachs Willen zu thun. Denn daß zwei junge Leute von achtzehn und sechszehn Jahren, Beide in der Einsamkeit erzogen, wenn sie ganze Tage allein bei einander sind, in der Liebe athmenden Luft des Frühlings, wie es gestern die gnädige Frau nannte, und unter dem Gesange der tausend Nachtigallen, so — ich dachte, es wäre Ihr Wille; denn es versteht sich ja, daß daraus nach zwei Minuten Liebe wird. Und es sind jetzt schon über vier Wochen.“

„Du irrst! Du irrst gewiß, Joachim!“

„Ich sehe, Herr Kapitain, daß es Ihnen wehe thut; aber — wahr ist wahr. Ich habe meine Zeichen, die nicht trügen: an Marien ein Auge voll Entzücken, in die Wolken gekehrt; ein Gang, langsam bald, bald als ginge sie auf Springfedern. Dann steht sie, und redet mit sich, und macht mit den Händen Bewegungen wie eine Nachtwandlerin. Eine Stimme, so weich wie Palmenkäzchen, und Worte, so schön und rührend. Das ist Marie. Der Georg? Der reitet auf dem Sturmwinde, antwortet der Queer, sieht aus, wie ein Trunkener, umhalst einen, als sollte einem der Athem ausgehen, singt und pfeift, und sagt Zaubersprüche, und ist in der weichsten Laune zänkisch wie ein Narr, und bittet die Leute um Verzeihung, denen er nichts gethan hat. Wenn das nicht Liebe ist, und schon im höchsten Grade, so — fragen Sie

doch nur die gnädige Frau. Die siehts und lächelt, und weiß es. Jukunde, die auf nichts achtet, weiß es sogar."

Der Kapitain ging zu Ahlenbach. Sie redeten laut und heftig. Dann rief man Malchen. Malchen sagte lächelnd, was Joachim gesagt hatte, und zeigte auf das Fenster. Eben ging Georg mit Marien weg.

„Ich frage Euch, Ihr Männer, ob diese Stellung da der Beiden nicht Liebe ist? Wenn Ihr es nicht wolltet, warum ließet Ihr — Es ist wunderlich!"

Ahlenbach riß ein Papier aus seiner Brieftasche, sagte zum Kapitain: „Ich zittre vor des Jünglings heftigem, herschsüchtigem Charakter, mehr als vor dieser Stellung der Liebe."

Er rief Georg aus dem Fenster.

Er ging mit ihm allein.

„Georg," hob er seufzend an — „diese Marie — ist jung, reizend, sanft, gütig —"

„Sie ist ein Engel! Hätte ich einen höhern Namen in der Natur, ich gäbe ihr den allerhöchsten."

„Eben darum lies diese Stelle aus Deines Vaters Briefe."

Georg las: „Das harte Geschick, das mich von meinem Sohne trennt, sagen Sie ihm das, sobald sein Herz zum erstenmale sich regt, das Geschick, das er tragen muß, wie ich es trage, mit Ergebung und Würde, hat ihm bei seiner Geburt schon das Recht genommen, über seine Hand und über sein Herz zu verfügen. Seine Liebe könnte nur das Mädchen verderben, das er liebte! Ich weiß, die jugendliche Liebe ist allmächtig; aber mein theurer Sohn, glaube Deinem Vater, Dein Geschick ist noch allmächtiger, Dei-

ne Hand ist nicht Dein, Dein Herz nicht! Glaube mir."

Das las er laut; dann warf er einen finstern Blick auf Ahlenbach. „Ja," sagte er kalt — „ich liebe diese Marie; und ich will den Kampf mit dem mächtigen Schicksal wagen. Ueber mein Leben sey es Herr; aber nicht über meinen Willen. Dieser Entschluß steht fester, wie der Erdboden, der mich trägt, fester wie das Gewölbe des Himmels. Thue Du, mein theurer Lehrer, jetzt, was Du für gut findest. Ich folge! Aber Marie ist mein! Mein! Und damit nicht eine fremde Furcht — denn ich fürchte nichts, Ahlenbach — zerreißt, was ewig verbunden ist, so — In einer Stunde kann ich abreisen, wenn Du willst."

„Ich muß, Georg!"

„Ich muß auch."

Er war fort. Er fand Marien in dem Eichenthale, wohin er nachzukommen versprach.

Er faßte ihre Hand.

„Marie," sagte er — „ich liebe Dich! Man will unsere Herzen von einander reißen! Das mußtest Du wissen! Meines reißt nichts von Dir, das Schicksal müßte denn mächtiger sein, als meine Liebe, und meine Liebe ist von jetzt an der feste Wille meiner Brust. Diese Hand ist Dein! Gieb mir ein Zeichen, daß Du meine Liebe nimmst."

Sie drückte ihm die Hand, und ihre Augen standen voll Thränen.

„Ich will," fuhr er ruhig fort — „das Spiel des Schicksals nicht seyn, wenn es nicht Gott ist. Ich bin es müde, immer erblassend auf morgen zu schauen. Von jetzt an will ich auf nichts sehen, als auf

Deine Augen voll Thränen, auf Dein Herz voll Liebe. Dein Name, Marie, soll mein Schicksal seyn. Und nun leb wohl! Nimm diesen Handschlag der Treue, diesen Kuß der ewigen Liebe, und laß sie Dich nicht irre machen, Marie, denn ich bin Dein! Ewig Dein!" Da sank sie erblassend an seine Brust, und sagte: „Georg! o Georg!"

„Leb wohl meine Marie!" rief er, und ging.

In einer Stunde — denn er drang darauf — waren Ahlenbach, er und Reinhold auf dem Wege. Alle waren betrübt, nur Georg nicht. Er war heiter und blieb heiter.

Ende des ersten Bandes.

3137

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Reinhold

Bd.: 1

Halle (1818)

P.o.germ. 783 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113331-0